

2010 № 12

Junge Akademie Magazin

Jubiläum



Akademie

In diesem Jahr wird die Junge Akademie zehn Jahre alt – für gemeinhin altherwürdige Akademien ein eher bescheidenes Jubiläum, das kaum besonderer Erwähnung bedarf. Umso mehr hofft die Junge Akademie, zwar eine gewisse Reife erreicht zu haben, aber noch lange nicht alt auszusehen.

Letzteres gelingt ihr dadurch, dass sie ihre Mitglieder nur für fünf Jahre aufnimmt und sich auf diese Weise permanent erneuert und verjüngt. Ersteres leitet sie daraus ab, dass es ihr gelungen ist, zehn Jahre zu überleben; zudem wird sie von vielen Seiten geschätzt und die Fortführung ihrer Aktivitäten wird mit Spannung erwartet. Und wer aus dem akademischen Umfeld wüsste nicht, dass dies etwas ist, das zu feiern sich lohnt.

Damit können die 50 Mitglieder, die weiterhin für fünf Jahre gewählt werden, mit den wohl weiterhin 25.600 Euro pro Kopf weiterhin das tun, was auch bisher ihr Akademieleben auszeichnete: den interdisziplinären Diskurs pflegen, sich in wissenschaftspolitische Debatten einmischen, sich an den Schnittstellen von Wissenschaft und Gesellschaft engagieren

und schließlich – was vor zehn Jahren nicht abzusehen war – eine Vorbild- und Beratungsfunktion übernehmen für die Gründung weiterer junger Akademien in Europa und weltweit.

Das Kernstück des interdisziplinären Diskurses sind die Arbeitsgruppen der Jungen Akademie. Diese widmeten sich in den vergangenen zehn Jahren beispielsweise der Evolution von Genen, Sprachen und Kulturen sowie der Repräsentation und den Gefühlen, den Mechanismen der Selbstorganisation und der vorgeblichen Deutungsmacht der Biowissenschaften. Sie fragten nach der gegenseitigen Abhängigkeit von Klima und Kultur, erforschten die Grenzen der Quantentheorie und untersuchten das komplexe Verhältnis von Menschen und Rechten.

In der Wissenschaftspolitik verschaffte sich die Junge Akademie Gehör mit breit beachteten Studien und Stellungnahmen: zur Juniorprofessur und zur HRG-Reform, zu Gleichstellungsfragen in der Wissenschaft, zur Zukunft der Lehre an deutschen Hochschulen, zu Sinn und Unsinn von Forschungsratings, zu Berufungsverfahren in Deutschland sowie zur Verflechtung von beruflichen Karrieren in akademischen Paarbeziehungen.

Den Dialog mit der Gesellschaft pflegte die Junge Akademie etwa mit der Preisfrage, der Vorlesungsreihe Enzyklopädie der Ideen der Zukunft und mit der theatralen Expedition „Wohin mit den Göttern?“ im Pergamonmuseum in Berlin.

Von alledem können Sie in Kürze mehr erfahren. Das vorliegende Jubiläumsmagazin der Jungen Akademie bietet einen subjektiv-selektiven Überblick dessen, was die Junge Akademie im vergangenen Jahrzehnt beschäftigte – und einen Ausblick darauf, was sie in den nächsten zehn Jahren möglicherweise beschäftigen wird. Es folgt dabei einem für deutsche Akademien naheliegenden, systematischen Ordnungsprinzip. Wer etwa erwartet hätte, an dieser Stelle etwas anderes zu finden, möge rasch unter E nachschauen. Nun aber der Reihe nach!

» Die Redaktion



Beginn



Fotos: Ulrich Dahl

„Wir sind das Original!“ Mit Selbstbewusstsein schauen die Gründungsmitglieder auf den Beginn der Jungen Akademie – und mit Zufriedenheit die Gründungsväter: Das Experiment ist gelungen.

Warum wurde das Experiment Junge Akademie gewagt?

Simon: Die Idee hatte Paul Baltes, Mitglied der Berlin-Brandenburgischen Akademie und der Leopoldina sowie Direktor des Max-Planck-Instituts für Bildungsforschung Berlin. Für ihn stand von Anfang an fest, dass die Junge Akademie unabhängig sein und nicht als Nachwuchsakademie firmieren sollte. Hier sollten junge Forscherinnen und Forscher die Chance haben, Wissenschaft nach ihren eigenen Vorstellungen zu betreiben. Ich habe diese Idee sofort unterstützt. Zwar war die damalige Bundesforschungsministerin Edelgard Bulmahn schnell für das Vorhaben gewonnen, aber es gab Vorbehalte von Bund und Ländern, eine einzige junge Akademie zu finanzieren. Wir fanden Gleichgesinnte in der Leopoldina. Sie gehörte nicht zur Union der Akademien, in der Misstrauen herrschte.

Parthier: Auch ich war gleich angetan von der Idee, und Herr Simon ist ein Meister im Überzeugen. Im Präsidium und im Senat der Leopoldina wurde nicht lange diskutiert: Wir wollten die Junge Akademie.

Welche Wirkung hatte die Junge Akademie auf die „Altersfreundlichkeit“ des deutschen Wissenschaftssystems?

Schollwöck: Ich bin skeptisch, inwieweit sich daran viel geändert hat. Die Junge Akademie profitiert von dem allgemeinen Trend, Nachwuchs stärker zu fördern. Es ist heute nicht schwer, eine Stelle für einen Nachwuchswissenschaftler zu finden. Aber das große Problem, an dem auch die Junge Akademie letzten Endes in ihrer Nische scheitert, ist doch, dass die festen Stellen im Anschluss fehlen. Und dieser Flaschenhals, der noch enger geworden ist, trägt nicht dazu bei, Altersfreundlichkeit abzubauen.

Engelen: Es ging bei der Gründung der Jungen Akademie aber nicht nur um Nachwuchsförderung, sondern auch um eine bestimmte Organisation für jüngere Wissenschaftler mit dem Schwerpunkt der Interdisziplinarität.

Inwiefern ist aus der Jungen Akademie eine eigene wissenschaftspolitische Kraft entstanden?

Simon: Das ist geglückt.

Schollwöck: Unser Vorteil war, dass man uns keinen Mangel an wissenschaftlicher Qualität vorwerfen konnte und dass wir als Institution ein Gewicht hatten. Wir haben diverse Studien etwa zur Vereinbarkeit von Familie und Beruf gemacht, die viel Aufsehen erregten. Unser großer Treffer war die immer noch aktuelle Studie zur Juniorprofessur, in der wir den Tenure Track als zentralen Baustein der Juniorprofessur forderten. Das hat zu deutlichen politischen Reaktionen geführt. Ähnliche Irritationen löste unser Vergleich von Emmy Noether-Programm und Juniorprofessur aus.

Simon: Ja, das waren Erfolgsgeschichten.

Parthier: Dass das Experiment Junge Akademie gut gelungen ist, hängt auch von den Rahmenbedingungen ab. Ganz entscheidend war, dass sie völlig autonom gewesen ist; sie musste nicht immer bei den Väter- und Mütterakademien fragen: Dürfen wir das?

Schollwöck: Genau das unterscheidet die Junge Akademie von Gründungen ähnlicher Art: die Unabhängigkeit. Das hohe Engagement der Gründergeneration beruht darauf, dass wir von Anfang an die Möglichkeit hatten, unsere eigenen Ideen zu entwickeln, und uns nicht in ein vorgegebenes Korsett zwingen mussten.

Engelen: Eigene Strukturen zu schaffen, eine Institution aufzubauen – das empfand ich als sehr bereichernd. Es gab viel Diskussionsbedarf: Wie viel formales Gerüst wollen wir? Wie gehen wir mit dem Geld um?

Fortsetzung nächste Seite >

Eva-Maria Engelen ist Professorin für Philosophie an der Universität Konstanz. Sie ist Gründungsmitglied der Jungen Akademie (2000–2005).



Schollwöck: Umstritten war zunächst, wie stark das Plenum der Jungen Akademie in die Mittelverwendung eingreifen dürfe. Am Ende hat sich die liberale Sicht durchgesetzt, dass zwar die Hälfte des Budgets eines jeden Mitglieds in die Arbeit der AGs fließt, aber die Mitglieder frei über die Verwendung entscheiden können.

Engelen: Die Alternative wäre gewesen, für jedes kleine Projekt einen Antrag stellen zu müssen. Aber wir wollten keine Deutsche Forschungsgemeinschaft im Kleinen sein.

Parthier: Haben Sie zu viele oder zu wenige Arbeitsgruppen gegründet?

Schollwöck: Ich würde die Frage nach dem Zuviel und dem Zuwenig nicht so stellen. Die entscheidende Frage ist doch, ob die Arbeitsgruppen funktionierten. Beispielsweise die AG Wissenschaftspolitik: Wissenschaftlich hat diese Gruppe außer den eben erwähnten Studien zwar wenig gebracht, aber sie hat enorm viel zur öffentlichen Wahrnehmung der Jungen Akademie beigetragen.

Parthier: Ich hätte meine Frage grundsätzlich stellen müssen: Wie gut waren die Plenarsitzungen besucht?

Schollwöck: Zwei Drittel der Mitglieder kamen. Fast alle hatten das Bedürfnis mitzumachen. Es gab teilweise richtige Kampfabbestimmungen um die Ämterbesetzungen. Der Gestaltungswille war sehr ausgeprägt.

Engelen: Man muss aber auch sagen, dass in der Gründergeneration ein hoher sozialer Druck herrschte, erscheinen zu müssen. Und der ließ sich bei 20 Mitgliedern gut ausüben, bei 50 nimmt er automatisch ab. Vielleicht müsste man jetzt stärker hervorheben, dass in der Jungen Akademie wertvolle Mechanismen für den wissenschaftlichen Werdegang erlernt werden können, nach denen solche Institutionen funktionieren, um die Lust auf das Mitmachen noch weiter zu steigern.

Nach welchen Kriterien wurden die Gründungsmitglieder ausgewählt?

Parthier: Wir hatten fast 90 Bewerbungen, jeweils zur Hälfte von der Berlin-Brandenburgischen Akademie und der Leopoldina. Neben

formalen Kriterien hat auch eine Rolle gespielt, wie die Vorschläge gemacht hat. Außerdem wollten wir ungefähr gleich viele Natur- und Geisteswissenschaftler aufnehmen. Auch der Anteil der Wissenschaftlerinnen war uns wichtig – in dieser Hinsicht war die Situation in den alten Akademien katastrophal.

Simon: Die eingeladenen Kandidaten haben sich in Vierer- oder Fünfergruppen präsentiert und erläutert, was sie von der Jungen Akademie erwarten. Es lief in gewisser Weise ab wie in einem Einstellungsgespräch: Welche Ideen haben Sie? Wie wollen Sie diese umsetzen? Wie gut sind Sie?

Schollwöck: In meiner Gruppe waren Rainer Maria Kiesow und Martin Korte. Wir haben sehr unterschiedliche Positionen lautstark bezogen. Ich hatte den Eindruck, die Kommission lehnte sich amüsiert zurück und fühlte sich gut unterhalten. So eine Atmosphäre hätte ich mir in manchen der Auswahlgespräche, die ich später geführt habe, auch gewünscht.

Parthier: Unterscheidet sich das Auswahlprinzip der Jungen Akademie von dem der alten Akademien, wenn sie alle zwei Jahre auswählen?

Engelen: Der eigene Nachwuchs erneuert sich nicht alle zwei Jahre. Somit werden die Auswahlmöglichkeiten der alten Akademien, wenn sie auf ihr eigenes Schülerpotential schauen, geringer. Das ist bei den Selbstbewerbungen anders. Durch die Auswahl der alten Akademien werden manchmal Mitglieder aufgenommen, für die sich die Junge Akademie nicht entschieden hätte. Aber so ist das Bild nicht zu homogen – und das ist gut.

Schollwöck: Ich finde es sinnvoll, dass sich zwei Verfahren abwechseln. Sie stellen eine größere Vielfalt sicher und führen nicht so sehr zur reinen Selbstrekrutierung. Die beiden alten Akademien schauen vielleicht stärker auf die rein wissenschaftliche Exzellenz. Ihre Auswahl scheint mir etwas eingeschränkter, weil sie sich vor allem auf Nominierungen durch Mitglieder beruft. Das Verfahren der Jungen Akademie ist wegen der Selbstbewerbungen breiter aufgestellt und achtet auch auf Engagement.

Wie sind Sie als Gründergeneration mit dem Postulat Interdisziplinarität umgegangen?

Benno Parthier ist emeritierter Professor für Biologie. Von 1990 bis 2003 war er Präsident der Deutschen Akademie der Naturforscher Leopoldina in Halle.



Schollwöck: Die Geistes- und die Neurowissenschaften oder die Life Sciences haben schnell zusammengefunden. Die theoretische Physik sah sich eher am Rande. Interdisziplinarität muss sich nicht unbedingt im unmittelbar zusammen verwirklichten Projekt niederschlagen. Ich würde sie eher als langfristige Investition sehen. Schließlich erhalten die Mitglieder der Jungen Akademie in einem noch prägbaren Alter – und da unterscheidet sie sich von anderen Programmen – Einblicke in das aktuelle Denken unterschiedlicher Fachgebiete. Diese Erfahrungen sind in den späteren Führungspositionen sehr hilfreich.

Engelen: Dass andere Wissenschaften andere Methoden benutzen, ist klar, aber wie sich diese Unterschiede im Forschungsalltag und in der Argumentationsweise auswirken, das erfährt man gerade in der Jungen Akademie besonders intensiv.

Schollwöck: Zu unserer Zeit stellte sich das Arbeiten der naturwissenschaftlichen AGs als ein Problem heraus. Die Mitglieder waren hochgradig spezialisiert. Im Glücksfall fanden sich zwei, deren Interessen sich so überlappten, dass sie gemeinsam ein ernsthaftes Projekt betreiben konnten. Es sind immer Projekte wie etwa Visualisierung der Quantenmechanik möglich, bei denen jeder mitwirken kann. Aber das trägt nicht wirklich zum wissenschaftlichen Fortschritt der Fächer bei. Da stoßen wir an Grenzen.

Was sagen Sie als Philosophin?

Engelen: Mir wäre es nicht in den Sinn gekommen, dass die Junge Akademie auch dafür da ist, dass Mitglieder einer Disziplin gemeinsam Projekte machen. Es gibt durchaus interdisziplinäre Forschungsprojekte, die sich aus der Arbeit in der Jungen Akademie ergeben haben, in denen – in diesem Fall im Nachhinein – Mitglieder zu einem bestimmten Thema zusammenarbeiten. Ich habe gerade mit Julia Fischer eine Konferenz zu Gedächtnis und Erinnerung gemacht, und da ging es nicht um Erfahrungsaustausch, sondern um spezifische Forschungsfragen.

Was wurde nicht erreicht?

Simon: Ich vermisse die Kommunikation der Jungen Akademie mit den Studierenden. Der Altersabstand ist noch nicht so groß, als dass

man die Jüngeren nicht erreichen könnte. Gerade Projekte etwa zu wissenschaftspolitischen Fragen interessieren die Jungen.

Engelen: Aber die heutigen Studierenden sind häufig sehr karriereorientiert. Sie spezialisieren sich früh und haben jetzt schon kein Interesse mehr an der Weite des eigenen Faches. Wie sollen dann noch interdisziplinäre Fragen ankommen, wenn der Blick sich so verengt hat? Außerdem ist es für die Junge Akademie personell eigentlich nicht machbar. Man kann nicht alle Aufgaben der deutschen Universität auf ihre Agenda setzen.

Was zeichnet die Junge Akademie aus?

Schollwöck: Abgesehen davon, dass wir das Original sind, macht das hohe Maß an Selbstgestaltung und Autonomie die Junge Akademie einmalig. Durch unsere Arbeit haben wir Aufmerksamkeit gewonnen und sind sichtbar geworden. Es bleibt abzuwarten, inwieweit andere junge Akademien eine solche Sichtbarkeit erreichen werden. Außerdem sind wir nicht auf ein bestimmtes Land beschränkt.

Engelen: Allerdings sollten die Mitglieder Deutsch sprechen.

Schollwöck: Mitglieder aus anderen Ländern sollten mit der deutschen Kultur vertraut sein, sie müssen jedoch nicht hier sozialisiert worden sein. Dieser kulturelle Zusammenhang hebt uns hervor.

Engelen: Bei einem Gespräch mit der schwedischen Akademie zur Gründung einer schwedischen Jungen Akademie habe ich erlebt, wie zwei jüngere Wissenschaftler genau über diese Punkte verwundert waren: keine institutionellen Vorgaben, das heißt vollkommene Autonomie und deutsche Sprachkenntnisse. Als ich ihnen erklärte, dass ein wesentliches Merkmal der Jungen Akademie die Interdisziplinarität ist und dass man diese Aufgabe nicht auch noch in anderen Sprachen meistern kann, verstanden sie, warum die Sprachenfrage bedeutend ist.

Simon: Ein entscheidendes Merkmal der Jungen Akademie ist auch das fehlende Ortsprinzip. Es führt dazu, dass Akademien provinziell angelegt sind. Insofern kann die Junge Akademie zu Recht sagen, sie war die erste Nationalakademie.

Ulrich Schollwöck ist Professor für Theoretische Physik an der Universität München. Er gehört zu den Gründungsmitgliedern der Jungen Akademie (2000–2005).



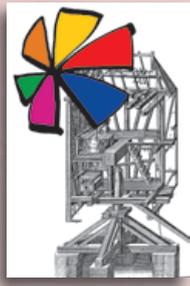
Dieter Simon ist emeritierter Professor für Rechtsgeschichte. Von 1995 bis 2005 war er Präsident der Berlin-Brandenburgischen Akademie der Wissenschaften.

2002

- Workshop „Science and Society: Science Goes Pop?“ in Halle (Saale)
- Konstituierende Sitzung des Rats der Jungen Akademie
- Start der Vorlesungsreihe „Enzyklopädie der Ideen der Zukunft“ – erster Vortrag: „Wissen“ (Johann Götschl)
- Sommerschule: „Emotionale Wende? Die Junge Akademie der Gefühle“ in Loveno di Menaggio, Italien
- Preisfrage 2002: „Was wollen wir wissen?“
- AG Zur Deutungsmacht der Biowissenschaften
- AG PercAction – Linking Perception to Action
- AG Archive, Museen, Sammlungen
- AG Transportprozesse

2005

- AG Evolution
- AG Zukunft der Arbeit
- AG Zufall, Zeit und Zustandssumme
- Internationale Konferenz „Defense: Models, Strategies, Media“ in Irvine, USA
- Preisfrage 2005: „Wo bleibt die Zeit?“



2000

- 29. Juni 2000: Gründung der Jungen Akademie und Aufnahme der ersten 20 Mitglieder
- AG Wissenschaftspolitik
- AG Selbstorganisation
- AG Repräsentation
- AG Ethik in den Wissenschaften

2004

- AG Abwehr
- AG Grenzen
- AG Rhythmus
- AG Wasser
- AG Manieren!
- AG Relativität
- AG Medizin und Bioethik
- Tagung „Solidarität jenseits des Nationalstaats“
- Erste Ausgabe des Junge Akademie Magazins
- Preisfrage 2004: „Welche Sprache spricht Europa?“



2000

2001

2002

2003

2004

2005

2006

2001

- AG Das Irrsial hilft
- AG Solidarität jenseits des Nationalstaates
- AG Evolution von Genen, Sprachen und Kulturen
- Tagung „Ethisierung – Ethikferne. Wie viel Ethik braucht die Wissenschaft?“ in Berlin
- Einführung der Preisfrage der Jungen Akademie, erste Preisfrage: „Was ist es, das in uns schmerzt?“

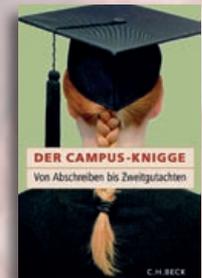


2003

- AG The recent History of Infectious Diseases
- Sommerschule „Junge Akademie der Gefühle – Folgen“ in Loveno di Menaggio, Italien
- Tagung „Das Kaiserreich transnational. Deutschland und die Welt 1871-1914“ in Blankensee
- Preisfrage 2003: „Was im Tier blickt uns an?“

2006

- AG Heureka
- AG Autonomie
- AG Gedächtnis
- AG Other Minds
- Expertenhearing „Antragsnorm und Förderstil“ in Weimar
- Tagung „Moralischer Relativismus“ in München
- Tagung „per.SPICE! Wirklichkeit und Relativität des Ästhetischen“, in Zusammenarbeit mit dem Künstlerhaus mousonturm Frankfurt am Main
- Tagung „Time, Chance, and Reduction – Philosophical Aspects of Statistical Mechanics“ in München
- BriGFoS 1: British-German Frontiers of Science Symposium, in Kooperation mit der Royal Society, London, und der Alexander von Humboldt-Stiftung in Wyboston, Bedfordshire, Großbritannien
- Preisfrage 2006: „Wer hat die Wahl?“
- „Wissenschaft als Betrieb und (Normal-)Fabrik. Fünf Anmerkungen zur Wissenschaftsförderung“, Thesenpapier der AG Manieren!



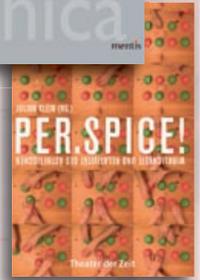
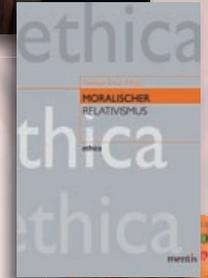
2007

- AG Information
- AG Lehre
- AG Klima & Kultur
- AG Grenzen der Quantentheorie
- Sommer-Workshop „Other Minds – Perspektiven, Einblicke, Fragen“ in Magdeburg
- Preisfrage 2007: „Wovon träumen wir?“
- Symposium und taxonomischer Parcours „HUM – Die Kunst des Sammelns“ im Naturkundemuseum der Humboldt-Universität zu Berlin, in Zusammenarbeit mit KlangQuadrat und „a rose is“



2009

- AG Klang(welten)
- 1. und 2. „Salon Kunst + Wissenschaft“, in Kooperation mit der Akademie der Künste in Berlin
- Workshop „Gesellschaftliche und klimatisch-ökologische Veränderungen im Übergang zum Mittelalter und zur kleinen Eiszeit“ in Berlin
- Internationale Tagung „The Philosophy of Human Rights“ der AG Menschen – Rechte, in Kooperation mit der IAG Humanprojekt der Berlin-Brandenburgischen Akademie der Wissenschaften, in San Servolo, Italien
- „Wohin mit den Göttern?“, eine theatrale Expedition durch das Pergamonmuseum anlässlich des Wissenschaftsjahres 2009, in Kooperation mit dem Exzellenzcluster Topoi und der Antikensammlung der Staatlichen Museen zu Berlin
- Sommerschule „Menschenrechte“ an der Universität Stuttgart



Chronologie

2007

2008

2009

2010

2008

- AG Égalité
- AG Minderheiten
- AG Menschen – Rechte
- AG Wissenschaftliche Politikberatung
- Workshop „Information, Control, and Communication“ in Berlin
- Workshop „Frontiers of Quantum Theory“ in Berlin
- Podiumsdiskussion „Zur Zukunft von Forschungsratings“ in Berlin
- Diskussionsveranstaltung „Forschen auf Globalesisch“ in Frankfurt am Main
- BriGFoS 2: „British-German Frontiers of Science Symposium“ in Potsdam, in Kooperation mit der Royal Society, London, und der Alexander von Humboldt-Stiftung
- Preisfrage 2008: „Welchen Raum braucht das Denken?“
- „Zur Zukunft der Lehre an Universitäten in Deutschland“, Positionspapier der AG Lehre



2010

- Internationaler Workshop „Global Young Scientists Academy for improving scientific research and the experience of young scientists in the 21st century“, Gründung einer „Global Young Academy“
- 3. „Salon Kunst + Wissenschaft“ zum Thema „Das Experiment in Kunst und Wissenschaft“ in Erlangen
- „Between Nations and Disciplines“, Interdisziplinäres Symposium zum zehnjährigen Jubiläum der Jungen Akademie, in Kooperation mit anderen nationalen Nachwuchsakademien
- „Wer kriegt die Krise?“, Preisverleihung zur Jubiläumspreisfrage der Jungen Akademie, in Kooperation mit der Humboldt-Universität zu Berlin, Abschlussveranstaltung zu den Preisfragen der Jungen Akademie

Diskurs

Unter dem Lemma D ließen sich zehn Jahre Junge Akademie schnell erzählen. Pflege des interdisziplinären D: Dies war seit ihrer Gründung eine ihrer selbst gesetzten Aufgaben. Und Erfahrungen interdisziplinärer D: Sie werden durchgängig als Gewinn eigener Mitgliedschaft in der Jungen Akademie bestätigt.

Aber schauen wir genauer hin, was mit D gemeint sein kann. Handelt es sich hier doch um keinen beliebigen, sondern einen jener theoriegesättigten Begriffe, die ihren Bedeutungsüberschuss noch nach Absinken ins Repertoire akademischer Allerweltsfloskeln beibehalten haben. Viele werden sogleich Erwartungen an Herrschaftsfreiheit und ein allein durch Argumente sich einstellendes rationales Einverständnis mithören. Und tatsächlich wäre es kaum übertrieben, wollte man etwa im Plenum der Jungen Akademie ideale Sprechsituationen aufscheinen sehen (übrigens mit allem, was dazugehört: aufmerksames Zuhören, verständiges Reden und langsames Entscheiden). Doch obwohl Mitglieder

unterschiedlicher disziplinärer Herkunft durchaus gemeinsame Forschung betreiben, hätte man den Kern der Jungen Akademie verfehlt, erwartete man von ihr schlechthin die interdisziplinäre Klärung konkurrierender Geltungsansprüche.

Beim D-Begriff könnte indessen auch ganz anderes mitgedacht werden. Vernunftkritisch würde man die Pflege interdisziplinärer D als Arbeit an den nie machtfreien Formationsregeln einer legitimen Wissensordnung lesen. Und wiederum ist diese Lesart nicht ganz abwegig, muss sich die Junge Akademie doch selbst fragen lassen, ob und wie sie in hegemoniale D der neueren Wissenschaftspolitik, in den Inter- und Transdisziplinaritätskult oder die neuere Exzellenzrhetorik verstrickt ist. Dennoch, auch wenn es übertrieben wäre, gleich Gegen-D für sich zu reklamieren, ist es geradezu ein Markenzeichen der Jungen Akademie geworden, sich mit eigener kritischer Stimme in wissenschaftspolitische Debatten einzuschalten.

Man muss sich also von solchen überladenen D-Begriffen befreien, um zu sehen, was in der Jungen Akademie eigentlich geschieht. D ist laut Duden ja nichts anderes als eine (gelegentlich auch heftige) Unterhaltung. Man unterhält sich, redet miteinander, tauscht sich aus. Es sind diese oft auch informellen Unterhaltungen, die Zugang zu anderen wissenschaftlichen Lebenswelten eröffnen. Man geht mit einem Geologen ins Feld und erhält virtuellen Zugang zur Gabelstaplerhalle einer Ingenieurin, teilt die Begeisterung einer Ägyptologin über ihre Papyrus-Schätze und staunt mit dem Astrophysiker über die Simulation von Galaxiekollisionen. Habitus, Denkstile und Sprachspiele fremder Disziplinen lernt man zu verstehen. Und so gewinnt man Gesprächsfähigkeit. Auf dieser lebensweltlichen Erweiterung, wengleich nicht Verschmelzung fachlicher Horizonte ruhen die wissenschaftlichen Tugenden der Interdisziplinarität – die Einsicht in die Grenzen der eigenen Disziplin, der Transfer von Methoden und Modellen, die Entdeckung gemeinsamer Fragen und die Arbeit an disziplinübergreifenden Antworten. Zu solchermaßen verstandenem D bedarf es außeralltäglicher Räume und Zeiten. Sie in den letzten zehn Jahren bereitgestellt zu haben, ist – hoffentlich nicht nur für ihre Mitglieder – Grund, der Jungen Akademie zu gratulieren!

» Matthias Koenig



Editorial

Liebe Leserinnen, liebe Leser,

Die Junge Akademie feiert. Sie feiert zehn Jahre Unabhängigkeit und Erfolg; und sie feiert die Tatsache, dass es sie auch im Jahr 2011 noch geben wird. Die Junge Akademie feiert, und mit ihr feiern alle 120 Geburtstagskinder, die sich bisher Mitglieder dieser Akademie nennen durften und dürfen.

Was aber ist es genau, das wir feiern? Vor die Herausforderung gestellt, das Wesen, die Besonderheit und das Anliegen der Jungen Akademie in einem einzigen Satz zusammenzufassen, formulierten mehrere akademisch gebildete Köpfe: *Die Junge Akademie ist ein Projekt von 50 herausragenden Nachwuchswissenschaftlerinnen und Nachwuchswissenschaftlern aller Fachrichtungen, die gemeinsam über Disziplinengrenzen hinweg Themen erkunden und bearbeiten, um damit auch die eigene Forschung und Lehre zu bereichern und einen Austausch mit der Gesellschaft zu eröffnen.*

Dies schien präzise und umfassend zu beschreiben, wer wir sind, was wir tun und was wir wollen. Aus der Außenperspektive könnten dies tatsächlich diejenigen Aspekte der Jungen Akademie sein, die sichtbare Spuren hinterlassen. Aus der Innenperspektive sähe dies wohl anders aus. Wäre dieser Satz in einer Plenarsitzung zur Diskussion gestellt worden: nicht viel davon wäre übrig geblieben, dem alle 50 Mitglieder zugestimmt hätten.

Nachwuchswissenschaftler? Schon hier scheiden sich die Geister; denn die gefühlte Grenze dessen, bis wann man sich noch als „Nachwuchs“ fühlt, ist subjektiv höchst variabel. Bereits die erste Sprecherin der Jungen Akademie gab zu bedenken, dass die Mitglieder dieser neuen Institution eher als „mittelalt“ denn „jung“ bezeichnet werden sollten.

Über Disziplinengrenzen hinweg? Wie viele Disziplinen beteiligt sein müssen, um interdisziplinär arbeiten zu können, ist nach wie vor ungeklärt. So schwören etwa die Mitglieder der AG Grenzen der Quantentheorie, die nahezu ausschließlich in der Physik affiliert sind, dass sie ungemein interdisziplinäre Diskussionen führen.

Die eigene Forschung und Lehre bereichern? Es gibt eine Reihe von Mitgliedern, die den Reiz der Jungen Akademie gerade darin sehen, sich mit Themen zu beschäftigen, die mit der eigenen Forschung und Lehre überhaupt nichts zu tun haben. Den Austausch mit der Gesellschaft eröffnen? Auch dies würden etliche Mitglieder als Ziel ihres Engagements weit von sich weisen. (Und überhaupt wäre zunächst Einigkeit darüber herzustellen, wer „die Gesellschaft“ ist.)

Bleibt schließlich die Zielsetzung „Themen zu erkunden und zu bearbeiten“. Sogar hier herrscht wenig Hoffnung auf Konsens. Nehmen wir ein Projekt wie „Junge Akademie macht Schule“ – ein Versuch, Schülerinnen und Schülern ein Leben mit und in der Wissenschaft nahezubringen: Werden hierbei „Themen“ auch nur „erkundet“? Für uns ist genau dies das Besondere der Jungen Akademie: der Dissenz. Oder sagen wir lieber: die Polyphonie. Die Mitglieder der Jungen Akademie zeichnen sich (unter anderem) dadurch aus, dass sie starke Meinungen vertreten, zu fast allem. Dass diese Meinungen divergieren, ist nicht überraschend. Überraschend – und besonders – ist vielmehr der respektvolle Umgang mit dem Dissenz.

Der oben angeführte Satz mag umfassend beschreiben, was die Junge Akademie tut – ihr Wesen beschreibt er unserer Meinung nach nicht. Die bisher treffendste Beschreibung dessen verdanken wir vielmehr Ernst Jandl, in Form eines Zweizeilers mit dem Titel „Demokratie“: „Unsere Ansichten gehen als Freunde auseinander.“ Möge dies auch die nächsten zehn Jahre prägen.

Herzlichen Glückwunsch, Junge Akademie!

» Kärin Nickelsen



Frontiers of Science

Nicht nur über den eigenen Tellerrand, sondern auch über Ländergrenzen blickt die Junge Akademie. In mehrtägigen Treffen mit Kollegen in England und Israel erhält die interdisziplinäre Auseinandersetzung Schwung. Seit 2001 veranstaltet die Alexander von Humboldt-Stiftung gemeinsam mit einer Partnerorganisation die Frontiers of Research Symposia für Nachwuchsforscher aus Deutschland, Großbritannien, USA, Japan, China, Indien.

Als die britische Royal Society anfragte, ob Interesse an einem gemeinsamen Kolloquium bestünde, ließ die Antwort der Jungen Akademie nicht lange auf sich warten: Interesse bestand – heraus kam das British-German Frontiers of Science Symposium. Ende März 2006 trafen sich 70 junge Naturwissenschaftlerinnen und Naturwissenschaftler drei Tage lang zum interdisziplinären Diskurs in Wyboston nahe Cambridge. Die Hälfte von ihnen waren Mitglieder der Jungen Akademie, die andere Hälfte kam aus Großbritannien. Knapp zwei Jahre später, im Mai 2008, traf man sich erneut – diesmal in Potsdam.

Über den eigenen Tellerrand zu schauen und zu sehen, was die Kollegen in anderen Fachgebieten umtreibt, ist das Ziel dieser Symposien; das nächste ist für 2011 geplant. „Die Referenten sind danach ausgesucht worden, ob sie über ihre Disziplin hinaus kommunizieren können“, erläutert Julia Fischer, Professorin für Kognitive Etho-

logie an der Universität Göttingen und ehemaliges Mitglied der Jungen Akademie. Sie gehörte zum Vorbereitungssteam der ersten Konferenz.

Wichtig ist auch die methodische Diskussion zum Sammeln eigener Ideen. Welche Herangehensweise haben andere Wissenschaftler, wie unterschiedlich sind die Fragestellungen und Lösungsansätze? Dabei zeigen sich weniger Unterschiede zwischen den deutschen und britischen Forschern als zwischen den einzelnen Fachgebieten. Beispielsweise hörte Julia Fischer in der Arbeitssitzung über „Rauschen in biologischen Systemen“ von einem völlig neuen Konzept. „Dadurch denkt man über seine eigene Arbeit ganz anders nach.“

Aber auch gleiche oder ähnliche Forschungsprobleme motivieren. So haben Genetiker ebensolche Schwierigkeiten mit komplexen Daten umzugehen wie die Verhaltensforscher. Wie kann man zum Beispiel bei 10.000 Messungen herausfinden, wie viele davon nicht repräsentativ sind. „Es war sehr hilfreich, zu sehen, auf welche Art und Weise Kollegen anderer Fächer mit solchen Problemen umgehen“, erinnert sich die Göttinger Professorin.

Insgesamt zieht Julia Fischer eine positive Bilanz des ersten Symposiums. Dass das Konzept der Jungen Akademie als Institution für junge Wissenschaftler überzeugt, erfuhr sie aus Gesprächen mit dem Präsidenten der Royal Society. Dieser überlegt, so wie auch die slowenische und die ungarische Akademie der Wissenschaften, eine ähnliche Institution wie die Junge Akademie zu gründen. „Dass wir ein gutes Beispiel darstellen, ist eine besondere Auszeichnung für uns und für die Gründungsidee“, so Julia Fischer.

Der Einblick in andere Disziplinen und ihre Denk- und Arbeitsweisen kommt der Göttinger Professorin, seit 2008 Alumna der Jungen Akademie, heute in der Lehre zugute: „Ich will den Studierenden die Augen dafür öffnen, Probleme nicht nur aus einer verengten Fachperspektive zu betrachten und anzugehen.“ Multiperspektivität und Kommunikation schätzt die Wissenschaftlerin an der Jungen Akademie besonders.



Mit Mitgliedern der AG Other Minds hat sie einen Forschungsantrag bei der VolkswagenStiftung gestellt, um das Thema Perspektivenübernahmen in der Literatur, im Theater und in den Kognitionswissenschaften zu untersuchen. Kommunikation bedeutet für Julia Fischer auch, sich einzumischen mit eigenen Vorstellungen, wie sie es mit der AG Wissenschaftspolitik und der AG Manieren! getan hat. Daraus entstand 2006 das Thesenpapier „Wissenschaft als Betrieb und Norm(al)fabrik“, das Wissenschaftsförderung kritisch beleuchtete und mehr Transparenz im Begutachtungsverfahren forderte – mit Erfolg.

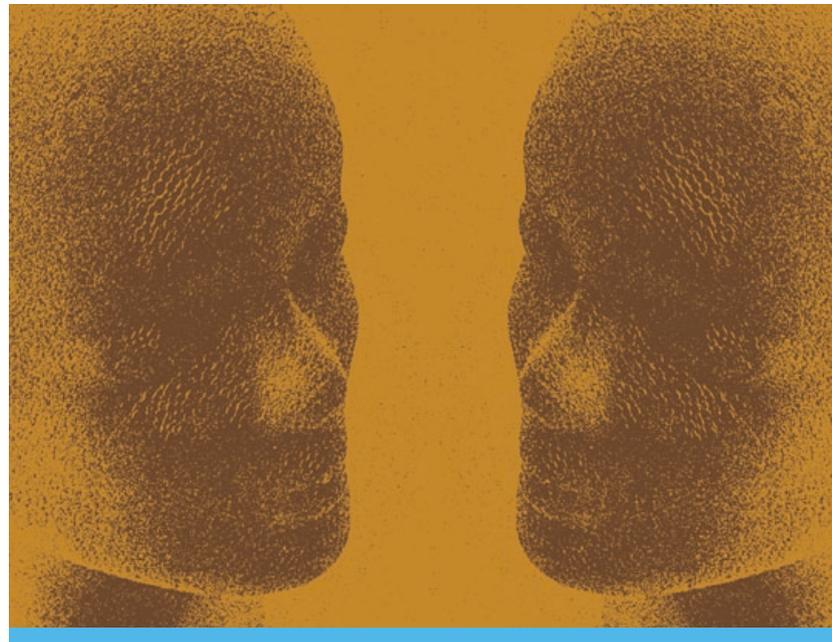
Der Schwatz als Königsdisziplin

„Diese interdisziplinäre Auseinandersetzung ist für mich die Königsdisziplin der Wissenschaft. Dazu hat nicht jeder Lust; es gehört Mut dazu, seine eigene Arbeit so breit zur Diskussion zu stellen. Aber es ist die seltene Chance, mit Wissenschaftlern zusammenzutreffen, die sich gemeinsam auf einen ergebnisoffenen Prozess einlassen“, berichtet das Junge Akademie-Mitglied Anke Jentsch, inzwischen Professorin für Geoökologie an der Universität Koblenz-Landau. Sie nahm am zweiten British-German Frontiers of Science Symposium in Potsdam teil. „Entscheidend bei der Auswahl der Themen ist, ob sie Stoff für den interdisziplinären Diskurs liefern“, sagt Björn Falkenburger vom Organisationsteam der Jungen Akademie. „Wir suchen Themen, an denen alle Teilnehmer unterschiedlich nah dran sind“, erklärt der Neurowissenschaftler.

So diskutierten in Potsdam Neurologen mit Biologen auch über die Möglichkeiten, die Natur der dunklen Materie aufzuklären; Klimatologen tauschten sich mit Astrophysikern kenntnisreich über die Evolution der Photosynthese aus. „Konferenzen wie diese öffnen den Blick“, sagt Melanie Schnell, Chemikerin am Fritz-Haber-Institut in Berlin und Mitglied der Jungen Akademie. „Die Struktur der Konferenz ermöglicht es, schnell mit anderen Wissenschaftlern in Kontakt zu kommen, die sich alle in einer ähnlichen Situation befinden. So entstehen neue Motivation und neue Ideen für die eigene Arbeit.“

Begegnung in Israel

Ermütigung zur Grenzüberschreitung – national wie fachwissenschaftlich – gehört zu den Erfahrungen, die Sabine Koller aus dem Kibbutz Tzuba mitbringt. Drei intensive Tage lebhaften



Austauschs und kritischer Diskussion hat die Philologin der Universität Regensburg in der Nähe von Jerusalem erlebt. Als Mitglied der Jungen Akademie war sie zum 1. German-Israeli Frontiers of Humanities Symposium (GISFOH) Ende November 2009 eingeladen worden – veranstaltet von der Israel Academy of Sciences and Humanities und der Alexander von Humboldt-Stiftung. Hoch motiviert hielten sich die 50 deutschen und israelischen (Nachwuchs-)Wissenschaftler an das Motto: „On the Move: People, Ideas and Artifacts“. Die interdisziplinäre Reflexion geistiger und kultureller Dynamiken war auch ein Gang durch die Geschichte – von der Antike bis zur Globalisierung. Die Gespräche zwischen den Geisteswissenschaftlern beider Nationen gingen weit über die thematisch buntgemischten Sitzungen hinaus. „Als bereichernd empfand ich den kritisch-häretischen Zugang der israelischen Forscher zu Themen und Methoden. Das postkoloniale Denken ist dort präsenter als bei uns“, berichtet Sabine Koller. Sie knüpfte Kontakt zu einer Literaturwissenschaftlerin von der Hebrew University in Jerusalem. Gemeinsam wollen sie Sprach- und Kulturwechsel osteuropäischer Autoren vergleichen. Das 2. GISFOH ist für Herbst 2010 in Potsdam geplant.

» Uschi Heidel, Anja Janus, Katharina Jung
*Gekürzte und ergänzte Fassungen aus 2006, Nr. 4
und 2008, Nr. 8*

Gefühle

Emotionen stehen in vielen Wissenschaftsdisziplinen auf der Tagesordnung. Doch was sind Emotionen, welche Rolle spielen sie in der Forschung? Die AG Repräsentation ist diesen Fragen nachgegangen. Heraus kamen neben zwei Sommerschulen, einer Tagung und der Enzyklopädie der Ideen der Zukunft auch Publikationen wie „EGB. Emotionales Gesetzbuch“ und „Gesichter der Wissenschaft“.

Haben Gefühle Gesetze? Haben Gesetze Gefühle? Sind Juristen kalte Paragraphenreiter? Gibt es bei Gefühlen anthropologische Grundkonstanten, Grundsätze, Gesetzmäßigkeiten? Zwischen gesetzten Gefühlen und gefühlten Gesetzen

lassen sich Fragen ad infinitum stellen. Antworten gibt es viele: wissenschaftliche, essayistische, populäre, geniale, esoterische, dumme. Die Antworten zu den Gefühlen sind selbst Gesetzen unterworfen: disziplinären, medialen, personalen oder ästhetischen. In der Regel bleiben diese Antworten in dem jeweiligen Gefühls- und Denkraum. Im Wissenschaftssystem heißt dieses Denklabor „Emotionsforschung“.

Unzählig die Forschungen zu Aggression über Angst bis Schmerz und Schuld. Gerade in jüngerer Zeit kann man sich des Gefühls nicht erwehren, dass Gefühle immer wichtiger werden – in der Forschung. Hirnforscher und Psychologen entdecken die Bedeutung der Gefühle für Entscheidungs-

findungen. Philosophen erfinden die Liebe als systematischen Begriff neu. In der Welt des Normativen diskutieren Juristen Rache und Vergeltung (wieder) als Dimension des Strafsystems. Mit anderen Worten: Bedeutung und Rolle von Gefühlen in der Repräsentation und Konstruktion unserer Weltwahrnehmung finden immer mehr Beachtung.

Es kommt auf den Stil an

Lange Zeit herrschte in sämtlichen Disziplinen das Paradigma vor, dass Gefühle Verstandesfunktionen beeinträchtigen. Diese Doktrin wird immer fragwürdiger. Die neuen Forschungen zu Gefühlen stellen die Vorherrschaft der Kognitionswissenschaften in Frage. Und die Normwissenschaften? Sind Normen Grundlage für Gefühle oder stellen nicht eher Gefühle die Grundlage für Normen dar? In den letzten Jahren ist eine wahre Emotionologie entwickelt worden, die in Psychologie, Soziologie und Kulturwissenschaften durchdekliniert wird.

Warum nun ein Emotionales Gesetzbuch? Sind nicht Gesetzbücher die Lieblingsgegner der eigentlich richtigen Gefühle? Nun, das EGB wurde deshalb erlassen, weil es auf den Stil ankommt. Gerade beim Nachdenken über Gefühle. Und gerade beim Exerzieren von Interdisziplinarität. Das Emotionale Gesetzbuch mit seiner vielleicht überraschenden Verknüpfung von Norm und Gefühl will stilbildend wirken. Keine transdisziplinären Rundschauen, gegenseitigen Belehrungen und keine Wanderungen durch die Landschaften der interdisziplinären Zentren für irgendetwas, in denen die Inter- und Transdisziplinarität als ein Nebeneinander, und das heißt meist als ein Aneinander-Vorbeireden, verwaltet wird. Nein, es geht um ein Experiment. Dieses kehrt die Blickrichtung um. Das Augenmerk richtet sich nicht in die Einzeldisziplinen hinein, sondern wird aus diesen heraus auf einen gemeinsamen Gegenstand geworfen. Die Arbeit mündet in ein Emotionales Gesetzbuch.

Für Juristen ist es ohnehin ein bekanntes Phänomen, mit ihren Gesetzen alles, was das Leben an Handlungen und Gedanken hervorzu-





bringen vermag, zu beurteilen. Diese Omnipotenz eines normativen Systems nutzend, haben wir gerade ein Gesetzbuch zur Plattform einer interdisziplinären Expedition gemacht. Die Arbeit an einem Gesetzbuch ist auch angesichts der gegenwärtigen, vor allem von Hirnforschern angeführten Diskussionen über die Schuldfähigkeit des Menschen spannend. Hört die Welt des – auf individueller Schuld und Verantwortung basierten – Rechts nicht dort auf, wo der freie Wille sich in den natürlich vorgegebenen Nervenverknüpfungen auflöst? Ein kommentiertes Emotionales Gesetzbuch ist insofern selbst auch ein ebenso ernsthafter wie ironischer Kommentar zum Verhältnis von Norm und Wissen, von Strafe und Erkenntnis.

Von Ärger bis Schuld

Ein Dekalog von Emotionen ist entstanden: Aggression, Angst, Ärger, Ekel, Ich, Lust, Peinlichkeit, Rache, Schmerz und Schuld. Die Auswahl richtet sich zum einen nach der Grundkarte der Emotionslandschaft mit fünf Basisgefühlen (Ärger, Angst, Ekel, Freude, Trauer), zum anderen nach den Interessen der Autoren. Diese Gefühle werden in je einen normativen Satz gefasst, der eine Sollensform annehmen kann, aber nicht muss. Zum Beispiel: Hasse deine Feinde, Mensch ärgere dich nicht. Die Artikel werden von den Autoren aus ihren jeweiligen Fachgebieten (Medizin, Neurowissenschaften,

Biologie, Rechtswissenschaften, Psychiatrie, Psychologie, Literaturwissenschaften, Philosophie, Wissenschaftsgeschichte, Geschichte) kommentiert.

Diese Kommentare sollen die kontroversen Diskussionen der Autoren sowie deren disziplinäre Kompetenzen widerspiegeln. Die Texte sind bewusst nicht in wohlmeinender interdisziplinärer Absicht vereinheitlicht worden. Es geht vielmehr darum, die Texte und Standpunkte aufeinander zu beziehen, damit für die jeweilige Gefühlsnorm die Vielfalt der Dimensionen der Reflexion deutlich wird. So scheinen – hoffentlich – überraschende Parallelen bei der multidimensionalen Betrachtung auf, wie auch Gründe für konfliktreiche Sichtkreuzungen. Es wurde versucht, die Stellen, an denen die disziplinären und individuellen Sichtweisen aufeinanderprallen, deutlich zu benennen. Die Form eines Kommentars zu einem normativen Text schien uns dafür be-

sonders geeignet zu sein, weil gerade hier, wo es nicht nur um rein szientistische Deskription geht, der Streit der Meinungen angefasst wird. Interdisziplinarität wird nicht im EGB selbst hergestellt, sondern durch das Arrangement der Texte soll ein transdisziplinäres Erkennen im Kopf des Lesers provoziert werden.

Gesetz und Kommentar für alle

Es kommt auf den Stil an, gerade bei Gesetzbüchern, die sich häufig symbolisch an das Volk richten, aber die Juristen meinen. Das EGB ist ein Unikum. Es erscheint nicht nur zugleich mit einem Kommentar, es wendet sich vor allem bewusst an alle. Der so häufig beschworene Dialog zwischen Wissenschaft und Gesellschaft soll hier vorexerziert werden. Der Leser wird in den Dschungel der Auffassungen geführt und mag sich bedienen, wo er will. Interdisziplinarität so verstanden bedeutet nicht den Versuch, die Reflexion über Wissenschaft in den Vordergrund zu rücken. Hier – im Nachdenken über die Einzeldisziplinen, nicht im Versuch, Wissenschaft über Disziplinen hinweg zu betreiben – liegt die Chance von Interdisziplinarität im Zeitalter einer unhintergehbaren Spezialisierung der Wissenschaften. Am Ende ist so ein sicher kontroverses, aber auch vielschichtiges und gelegentlich spielerisches Korpus von Kodifikation und Kommentaren zu zehn Emotionen entstanden: das EGB.

Rainer Maria Kiesow,
Martin Korte (Hrsg.): EGB.
Emotionales Gesetzbuch.
Dekalog der Gefühle, Köln,
Weimar, Böhlau Verlag,
2005.

Das EGB verdankt seine Entstehung der von der VolkswagenStiftung geförderten „Akademie der Gefühle“, die im Sommer 2002 und 2003 in der Villa Vigoni, Menaggio/Italien, stattgefunden hat.

» Rainer Maria Kiesow, Martin Korte
erschieden in 2005, Nr. 1

Gesichter der Wissenschaft

Er ist nicht mehr ganz jung, er ist gewissenhaft und ernst, offen und stets auf der Suche. Eine Frisur trägt er eher nicht, allenfalls den „Einstein-Schnitt“, die Nickelbrille rutscht ihm ständig auf die Nase, sein Blick wirkt bisweilen zerstreut – ansonsten ist er ein netter Mensch. So oder so ähnlich nimmt die Öffentlichkeit Wissenschaftler wahr.

Welche Vorurteile und Bedenken gegenüber Forschern kursieren in den Köpfen? Diese Frage stellten sich die Mitglieder der Jungen Akademie vor allem deshalb, weil es am Austausch zwischen der Gesellschaft und dem betreffenden Fach hapert. Die Ergebnisse der AG Repräsentation haben die Philosophin Eva-Maria Engelen und der Rechtswissenschaftler Rainer Maria Kiesow in einem informativen und zugleich unterhaltsamen Buch herausgegeben.

Die „Gesichter der Wissenschaft“ zeigen auf dreierlei Weise, wie sich Wissenschaft inszeniert und wie sie wahrgenommen wird. Neben der wissenschaftlichen Studie geben JA-Mitglieder Auskunft über die Inszenierung ihres eigenen Faches, und Elmar Lixenfeld sorgt mit seinen im Auftrag der AG Repräsentation gestalteten Plastiken der 19 alten Dekane für den künstlerischen Blick. „Sie sind zu individuell und zu liebevoll gestaltet, um sie als Klischeetypen abzutun. Dennoch bedienen sie in ihrer Kantigkeit diese Klischees und sind zugleich vergangene Figuren, weil so viel Kantigkeit heute nicht mehr an der Universität geduldet werden würde“, sagt Eva-Maria Engelen.

Lixenfelds fiktive Gelehrte, die Uwe Dettmar für das Buch fotografiert hat, „sollen immer wieder daran erinnern, dass Wissenschaft von Menschen gemacht wird, von einzelnen Menschen, deren Gesichter zwar nicht das Verhältnis von Wissenschaft und Leben widerspiegeln, deren Gesichter aber ohne das Verhältnis von spezifischer Wissenschaft(sdisziplin) und spezifischem Einzel(leben) sicher anders aussehen würden“, schreibt Rainer Maria Kiesow.

Was macht nun den Neurowissenschaftler, die Philosophin, den Chemiker, die Psychologin, den Ingenieur, den Rechtshistoriker, den

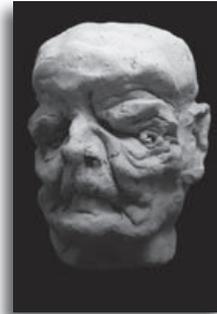
Arzt oder den Regisseur aus? Mit heiteren Darstellungsformen gewähren die JA-Mitglieder einen verdichteten Einblick in ihre „Szene“: Der Neurowissenschaftler Martin Korte beispielsweise berichtet von dem Abenteuer, mit rund 30.000 Fachkollegen einen internationalen Kongress zu besuchen, von über 1.000 Vorträgen pro Tag, von den Treppen und Hallen, wo die wirklich wichtigen Dinge diskutiert werden, von alten Lieben und neuen Chefs. Sein Fazit: „Globalisierung ist bereits der Standard neurowissenschaftlicher Forschung, mit Jetlag, Einheitssprache und amerikanischer Hegemonie. Aber an Konferenzen führt kein Weg vorbei.“

Da geht es bei den Philosophen beschaulicher zu, auch wenn in den „Regieanweisungen“ von Eva-Maria Engelen der Philosophieprofessor zum Mörder wird. Glücklicherweise nur im Film, denn Krimis sind sehr beliebt. Der Regisseur hatte keine Ahnung von der Spezies Philosoph und brauchte Fachkenntnisse für die Darstellung seiner Hauptperson. Diese liefert ihm Eva-Maria Engelen, und sie instruiert den Schauspieler sowie den Kostüm- und Maskenbildner. Freilich alles nur erfunden.

So erfährt das Filmset, dass ausgebeulte, etwas zu groß geratene Cord-Ensembles nach wie vor zum Kleidungscode der Phi-



Eva-Maria Engelen, Rainer Maria Kiesow (Hrsg): *Gesichter der Wissenschaft*. Eine Studie über gesellschaftliche Klischees von Wissenschaft, Berlin, Berliner Wissenschafts-Verlag, 2005



Plastiken von Elmar Lixenfeld

losophen gehören, Einsamkeit weiterhin als Voraussetzung der wissenschaftlichen Wahrheitsfindung gilt und eine oft nur für Insider verständliche „Bildungssprache“ herrscht. Regieanweisung: „Für Szenen, in denen Kollegen über die Hauptperson sprechen, würde es sehr authentisch wirken, wenn Sie die Bemerkung ‚guter Mann, guter Mann‘ einbauten. Klar werden sollte allerdings, dass sich das ‚gut‘ nicht auf die moralischen Qualitäten bezieht, sondern ein fachliches Urteil darstellt.“

Prototyp Einstein

Was die Öffentlichkeit über Wissenschaftler denkt, hat die Psychologin Alexandra Freund untersucht. Sie befragte dazu knapp 200 Erwachsene im Alter zwischen 18 und 78 Jahren. „Wissenschaftler wurden sehr häufig charakterisiert als eine Art bebrillte Laborratte, die aber irgendwie auch ein netter – wengleich weltfremder und verwirrter – Zweikindfamienvater ist“, stellt Alexandra Freund fest. Als Prototyp eines Wissenschaftlers gilt Albert Einstein.

Auch wenn die Wissenschaftler insgesamt recht gut in der öffentlichen Wertschätzung wegkommen – „offen und intelligent“ –, liegen die Naturwissenschaftler in der Gunst weiter vorn als die Geisteswissenschaftler. Schlechte Karten haben die Philosophen, sie gelten als verrückt und emotional. Skepsis schlägt den Chemikern und Genetikern entgegen: Ihre Fächer werden als gefährlich angesehen.

Immerhin traut die Öffentlichkeit der Wissenschaft zu, der Politik Hilfestellung zu geben. Dabei machen die Sozial- und Geisteswissenschaftler Pluspunkte. Juristen, Pädagogen, Soziologen und Politologen haben im öffentlichen Urteil durchaus das Zeug, Politikern durch Beratung auf die Sprünge zu helfen.

Das insgesamt bessere Image der Naturwissenschaftler beruht nach Ansicht von Eva-Maria Engelen vor allem darauf, dass ökonomische Aspekte wie Verwertbarkeit und unmittelbarer Nutzen stärker den Blick auf die Wissenschaft bestimmen. Da haben die Geisteswissenschaften naturgemäß einen schweren Stand.

» Uschi Heidel

Gekürzte Fassung aus 2006, Nr. 3

Aus dem Vorwort

In welcher Weise inszeniert man sich im jeweiligen Fach als ein würdiger Vertreter, war eine der Ausgangsfragen für die Selbstauskünfte. Die nun vorliegenden Beiträge zeigen darüber hinaus aber auch indirekt an, wie unterschiedlich in diesen Disziplinen gearbeitet wird, wie unterschiedlich letztlich die Methoden der einzelnen Fächer sein müssen und wie anders der Wissenschaftsbetrieb jeweils funktioniert.

Die drei thematischen Eckpfeiler dieses Bändchens sind Selbstauskunft, der künstlerische Blick und eine wissenschaftliche Studie. Der Vergleich dieser drei Formen der Wissenschaftlerbetrachtung ist aufschlussreich. Es wird offenbar, dass Selbst- und Fremdwahrnehmung und Einschätzung weit auseinandergehen können. Ein solches Ergebnis kann sich in wissenschafts- und gesellschaftspolitischer Hinsicht für die jeweilige Disziplin als bedenklich erweisen. Zeigt es doch an, dass die Kommunikation zwischen der Gesellschaft und dem betreffenden Fach nicht gelingt.

Solche bemerkenswerten Befunde verstecken sich hinter heiteren Darstellungsformen, mit denen wir unsere Freude hatten.

» Eva-Maria Engelen



H U M

280.000 Gläser mit in Alkohol konservierten Lebewesen aus aller Welt, ein gefüllter Keller mit Geweihen, ausgestopfte Vögel mit gläsernem Blick in meterlangen Vitrinen, eine weltberühmte Sammlung von Mineralien und bis zu 4,5 Milliarden Jahre alten Meteoriten, Schränke mit Tierfellen, Schubladen voll mit getrockneten Pflanzen und ein ganzer Saal nur für Fischpräparate. Hinter der multimedial inszenierten Ausstellung des Berliner Museums für Naturkunde findet sich die eigentliche Sensation: In der zeitlosen Abgeschiedenheit der nicht öffentlichen Museumsflügel stapeln sich etwa 30 Millionen Sammlungsobjekte aus rund drei Jahrhunderten.

Taxophilia heißt die Liebe zur Ordnung, und tatsächlich besteht die alltägliche Arbeit in den Sammlungen des Museums im Wesentlichen aus Benennen und Ordnen. Doch was wollen wir mit all den toten Tieren? Warum sammeln, sortieren und benennen wir sorgfältig winzige Organismen und leblose Objekte aus der Natur? Und welchen Wert haben diese Sammlungen heute? Das von der Jungen Akademie organisierte wissenschaftliche Symposium „HUM – die Kunst des Sammelns“ war eine erste Annäherung an diese versammelte Welt in Schubladen und Gläsern und zugleich der Auftakt zu einem mehrteiligen Projekt der Künstlergruppe a rose is. Unter der Regie von Julian Klein, Mitglied der Jungen Akademie, entstand ein umfassendes Porträt des Berliner Museums für Naturkunde. Auf einem „taxonomischen Parcours“ wurde die Öffentlichkeit mit großem Erfolg auf die Sammlungen und die wissenschaftliche Arbeit im Museum aufmerksam gemacht: Theater zwischen Fischpräparaten, Installationen im Vogelsaal, Performance neben Säugetierfellen, Musik im Schlangensaal. Es gab Wissenschaft zu entdecken, wie sie noch nie zuvor gesehen wurde – faszinierend beleuchtet, wirkungsvoll umgestaltet, verwirrend neu in Szene gesetzt, von magischen Klängen begleitet.



Sie sind Spezialisten für Krebstiere, Weichtiere oder Käfer, die Taxonomen des Museums. Sie nehmen mit geradezu mönchischer Disziplin tagein, tagaus, Glas für Glas und Schublade für Schublade Flohkrebse, Seepocken oder Regenwürmer unter die Lupe, beschreiben und klassifizieren. Taxonomie sei ein Handwerk, für das man Geduld braucht, meint Oliver Coleman, der Crustaceen Kustos des Museums. Zehn Jahre benötigte er, um sich in seine Tiergruppe, die Flohkrebse, einzuarbeiten. Heute kennt Oliver Coleman rund 8.000 Flohkrebsarten.

Freudiges Gewitter in unseren Neuronen

Die Leidenschaft zu kategorisieren ist im Menschen angelegt, meint Claudia Friedrich vom Institut für Biologische Psychologie an der Universität Hamburg. Das Gehirn ordne, unterscheide und sortiere unwillkürlich, was in einem frühen evolutionären Stadium überlebensnotwendig gewesen sei. Der Vorgang ist heute messbar und Taxonomen scheint er bestens vertraut: Wiedererkennen, so Oliver Coleman, ist eine Lust, ein „freudiges Gewitter in unseren Neuronen“.

Ähnlichkeit und Wiederholung sind notwendig, um Abweichung des Immergleichen überhaupt zu erkennen, meint Anke Jentsch, Professorin für Geoökologie an der Universität Koblenz-



Foto: Daniel Flaschar

M

Landau sowie Mitglied der Jungen Akademie. Die Abweichung erst stimuliere die Forschung: „So entstehen neue Forschungsfragen, weil man diese Abweichungen zu deuten sucht.“ Was sich in den Hinterzimmern des Museums vollzieht, ist also ein erster analytischer Prozess. Das Zusammenfassen und Sortieren gehe grundsätzlich allen wissenschaftlichen Fragen voraus, so Anke Jentsch.

Nirgends steht die Abweichung von „Normalität“ derzeit mehr im Fokus als in der so genannten Global Change Forschung. Die Auswirkungen dynamischer Umweltveränderungen auf die Organismen sind weltweit das beherrschende Thema. Ohne die genauere Kenntnis der Arten, ihrer Vielfalt und Entwicklung bleiben die Antworten jedoch unbefriedigend. Tatsächlich sind kaum mehr als zehn Prozent aller Tier- und Pflanzenarten heute bekannt und beschrieben, geht man von einer Zahl von derzeit 30 Millionen auf der Erde lebenden Tier- und Pflanzenarten aus – eine Schätzung, die nach oben und unten um zigmillionen schwankt und an deren Verbesserung die Taxonomen in den naturkundlichen Sammlungen geduldig arbeiten. Vor dem Hintergrund der Tatsache, dass heute jährlich weltweit tausende von Arten aussterben, werden naturkundliche Sammlungen zu unschätzbar wertvollen Referenzarchiven für jede wissenschaftliche Beschäftigung mit Artenvielfalt und Biodiversität. Selbst Molekularbiologen kommen ohne Referenz zu keinen befriedigenden Aussagen.

Auch Geologen, die sich mit Klimageschichte beschäftigen, brauchen von Zeit zu Zeit die Hilfe der Experten für die morphologische Beschreibung und Kategorisierung der Arten, betont Hildegard Westphal vom Zentrum für marine Umweltwissenschaften der Universität Bremen. Oft komme es bei der Betrachtung von Sedimenten auf Details an, um auf die Klima- und Umweltbedingungen zu schließen, unter denen sie entstanden: „Eine Schnecke im Sediment ist für das Auge des Geologen oft nur eine Schnecke. Nicht so für den Taxonomen: Er identifiziert das fossile Tier als tropische Schnecke“, erläutert das Mitglied der Jungen Akademie. Erst dieses zusätzliche, in einem langen Prozess erworbene Wissen stellt klar, dass zur Zeit der

Entstehung jenes Sediments das Wasser warm gewesen sein muss. Die Expertise der Taxonomen, ihr systematisches Wissen und ihr geschulter Blick für Gleiches und Ungleiches erweist sich für die Wissenschaft zunehmend als unverzichtbar.

Die Wertschätzung naturkundlicher Sammlungen in der Gesellschaft hinkt jedoch dem erwiesenen Wert für die Forschung hinterher, meint die Wissenschaftshistorikerin Kärin Nickelsen, auch sie Mitglied der Jungen Akademie. Gern wird die Verantwortung für solche Ansammlungen von Wissen zurückgewiesen, wenn es um die Finanzierung geht. Und der Konkurrenzkampf um Forschungsgelder ist hart. Nicht nur die lebendigen Arten scheinen damit vom Aussterben bedroht zu sein, sondern auch ihre konservierten Vorfahren in den Sammlungen und deren gewissenhafte Zeugen, die Taxonomen.

Event-Konzepte für die Öffentlichkeit, wie das Feiern von Hochzeiten im repräsentativen Ausstellungsbereich der Museen, könnten in Zukunft die großen Forschungssammlungen finanziell abfedern, meint die Geschäftsleiterin des Helmholtz-Zentrums für Kulturtechnik Cornelia Weber. Auch das mit der Jungen Akademie als Kooperation von Kunst, Wissenschaft und Museum entwickelte Projekt „HUM – Die Kunst des Sammelns“ im Berliner Museum für Naturkunde war ein Publikumserfolg.

Der gläserne Blick der so geschwätzig wirkenden Vögel in ihren Vitrinen wirbt bemerkenswert eindringlich für diese stille Welt in ihren geordneten Bahnen. Sie sind nicht tot, sagt Oliver Coleman, sie leben durch die wissenschaftliche Arbeit mit ihnen.

» Bettina Mittelstraß

Gekürzte Fassung aus 2008, Nr. 7



Impressum

Herausgeberschaft

Die Junge Akademie an der
Berlin-Brandenburgischen
Akademie der Wissenschaften
und der Deutschen Akademie
der Naturforscher Leopoldina
www.diejungeakademie.de

Redaktionsteam

Jürgen Hädrich, Rafaela Hillerbrand,
Karin Hofstetter, Tobias Jentsch,
Kärin Nickelsen, Klaus Oschema
und Melanie Schnell

Redaktion

Trio MedienService
Uschi Heidel (verantwortlich),
Isabell Lisberg-Haag
www.trio-medien.de

Titelfoto

Ono Ludwig
www.ono-ludwig.de

Fotonachweise

Seiten 2, 6/7, 8, 9, 10, 11, 12,
13, 15, 16, 17, 18, 19, 20, 21,
22, 23, 24, 25, 26, 27-30, 31,
32, 33, 37, 38, 39, 40, 41, 42
43, 44, 45, 46, 47, 48, 49, 50,
51 und 55: Ono Ludwig

Gestaltung, Satz & Titel

designcortex :: berlin
Jens Silberberg
www.designcortex.de

Druck

Königsdruck GmbH, Berlin
www.koenigsdruck.de

Auflage

5.000

Juni 2010 © Die Junge Akademie

ISSN 1863-0367

Juniorprofessur

2002 verabschiedete der Deutsche Bundestag das neue Hochschulrahmengesetz, in dem die Juniorprofessur an deutschen Hochschulen verankert wurde. Die Arbeitsgruppe Wissenschaftspolitik der Jungen Akademie begleitete die Juniorprofessur von Anfang an kritisch-konstruktiv. Mit ihrer Studie „Die Juniorprofessur. Eine Bilanz ihrer Umsetzung“ erregte die Junge Akademie großes Interesse in den Medien, in vielen Artikeln wurde sie als Sprachrohr des wissenschaftlichen Nachwuchses etikettiert.

Katharina Landfester und Jörg Rössel – die gemeinsam mit Ulrich Schollwöck die Studie verfassten – veröffentlichten im Juni 2003 in einem Artikel für die Süddeutsche Zeitung die Ergebnisse der Untersuchung.

Sieht alt aus, der Kleine

[...] Die Ergebnisse der Studie der Arbeitsgruppe Wissenschaftspolitik der „Jungen Akademie“ sind alles andere als ermutigend, denn sie zeichnen ein skeptisches Bild von der Umsetzung der Hochschulreform. So zeigt die Auswertung von Ausschreibungen für Juniorprofessuren in der Wochenzeitung *Die Zeit*, dass das Interesse an diesem Stellentypus erschreckend erlahmt ist. Nach einem starken Mitnahmeeffekt zum Zeitpunkt der Novellierung der Hochschulreform ist die Ausschreibungsaktivität der Universitäten deutlich zurückgegangen. Gegenwärtig werden pro Monat bundesweit nur etwa 25 Stellen ausgeschrieben, was deutlich hinter dem vom Bundesforschungsministerium anvisierten Ziel zurückbleibt. Dieses hatte eine Anzahl von insgesamt 6.000 Juniorprofessuren als erforderlich angesehen. Dazu müssten aber in jedem Monat nahezu 100 Stellen ausgeschrieben werden. [...]

Im Allgemeinen sind die Stellenausschreibungen sehr knapp gehalten, die Aufgaben werden nur dürftig umrissen und nur selten wird eine konkrete Angabe zur Ausstattung der Stelle gemacht. Tenure-Track-ähnliche Optionen werden fast nie geboten. Bedenklich ist die Tatsache, dass immer noch Stellenanzeigen mit dem Ver-

merk erscheinen, es liege ein interner Bewerber vor. Auch ohne diesen Vermerk sind viele Stellen so speziell auszuschreiben, dass in der Tat nur ein einziger, nämlich der interne Kandidat passt.

Auch die Umfrage unter bereits berufenen JuniorprofessorInnen ergab ein ernüchterndes Bild. Betrachtet man die Möglichkeiten zu selbständiger Arbeit, so scheinen diese für die befragten 160 Juniorprofessoren erschreckend begrenzt. Und das, obwohl es als großes Plus für Juniorprofessoren propagiert wurde, endlich unabhängig von bestehenden Strukturen forschen zu können. Fast die Hälfte der Befragten gab an, dass sie im Gegensatz zur Intention der Hochschulreform sehr wohl an einen Lehrstuhl angebunden seien. Dies mag mit der alles in allem beschränkten Ausstattung der befragten Wissenschaftler zusammenhängen: So verfügen jeweils mehr als die Hälfte der Juniorprofessoren nicht über Sekretariatskapazitäten, wissenschaftliche Mitarbeiter, studentische Hilfskräfte oder Laborpersonal. Gerade Personal ermöglicht aber erst bei experimentell arbeitenden Forschern die selbständige Arbeit und wurde den bisherigen Habilitanden über den Leiter eine Abteilung – mehr oder weniger nach dessen Gutdünken und meist nur nach einer Einarbeitungszeit – zur Verfügung gestellt.



Fortsetzung nächste Seite >

Ungefähr ein Drittel der befragten Juniorprofessoren gab sogar an, über keinerlei Forschungsmittel zu verfügen. Das ist umso erstaunlicher, als das Bundesministerium für Bildung und Forschung die Einrichtung jeder Juniorprofessur mit sage und schreibe 60.000 Euro fördert (im Jahr 2001 waren es sogar noch 76.000 Euro). Das ist für einen geisteswissenschaftlichen Juniorprofessor viel Geld, für einen naturwissenschaftlich experimentell arbeitenden Juniorprofessor ein eher mageres Sümmchen.

Jedoch wird zunächst das Geld vom BMBF an die Universität gezahlt, die frei entscheiden kann, wie die Mittel verwendet werden. In der Universität Göttingen können z. B. die Juniorprofessoren unabhängig von ihrer Fachrichtung selbst über den gesamten Betrag verfügen und die Anschubfinanzierung auf die Dauer der Juniorprofessur von sechs Jahren verteilt ausgeben. Damit kann es natürlich passieren, dass ein Juniorprofessor für Ägyptologie durchaus über mehr Sachmittel als sein gesamtes Institut verfügt. An anderen Universitäten, wie etwa an der Humboldt-Universität in Berlin, muss das Geld dagegen innerhalb von wenigen Monaten ausgegeben werden. In vielen Fällen scheint das Geld eher als Aufbesserung der ohnehin schwachen Finanzen der Uni zu dienen. [...]

Im Hinblick auf die Zielsetzung des BMBF, die Qualifikationsdauer zu verringern, stimmen die Ergebnisse der „Jungen Akademie“ ebenfalls skeptisch. Das Durchschnittseinstiegsalter der befragten Juniorprofessoren liegt momentan bei stolzen 34 Jahren, und damit wären die Inhaber der Juniorprofessur-Stellen nach deren Ablauf genau so alt wie ein Habilitierter im alten System. [...]

Ernüchterndes Ergebnis

Trotz dieser überwiegend negativen Bilanz können in der Studie der Arbeitsgruppe Wissenschaftspolitik der Jungen Akademie auch positive Entwicklungen festgestellt werden. Es ergab sich ein Frauenanteil unter den Juniorprofessoren von fast 30 Prozent. Ob es sich hier freilich um einen Fortschritt handelt, kommt auf den Vergleichsmaßstab an. Der Wert liegt deutlich über dem Anteil der Frauen bei den Habilitationen (2001: gut 17 Prozent), dagegen ist er durchaus vergleichbar mit dem momentanen Frauenanteil bei wissenschaftlichen Mitarbeitern und wissenschaftlichen Assistenten. Es bleibt abzuwarten, ob die Juniorprofessur den Anteil der Frauen bei Lebenszeitprofessuren wirklich erhöhen wird.

Die Belastung der Juniorprofessoren mit Lehre in den ersten Jahren scheint sich als geringer herauszustellen, als anfangs von vielen Kritikern befürchtet wurde. So wird von den meisten Befragten nur ein maßvolles Lehrdeputat von vier Semesterwochenstunden genannt, das bei etwa einem Drittel nach drei Jahren auf sechs Semesterwochenstunden steigen soll und bei einem weiteren Drittel konstant bleiben wird. [...]

Die Arbeitsgruppe kommt zu einem eindeutigen, ernüchternden Ergebnis: Die hoffnungsvollen Ansätze im Konzept der Juniorprofessur konnten bisher nur in sehr beschränktem Maß umgesetzt werden. Das Interesse von Seiten der Universitäten, aber auch das Vertrauen von Seiten der Nachwuchswissenschaftler in die neue Kategorie hält sich offensichtlich in Grenzen. Ohne eine durchgreifende Kurskorrektur und deutliche hochschulpolitische Maßnahmen wird die Juniorprofessur das Schicksal ihrer Vorgängerin, der Assistenzprofessur in den siebziger Jahren, teilen und sich nicht im deutschen Hochschulsystem etablieren können.

» Katharina Landfester, Jörg Rösler
Aus: Süddeutsche Zeitung, 27.06.2003





Sieben Jahre später erläutert Jörg Rössel sein damaliges und heutiges Interesse am Thema „Juniorprofessur“.

Warum führte die Junge Akademie eine Studie zur Juniorprofessur durch?

Die Juniorprofessur und die vorbereitenden Diskussionen wurden öffentlich geführt, als die Junge Akademie im Entstehen war. Das Thema ging uns alle an, denn die Frage nach der Qualifikation des akademischen Nachwuchses für eine Professur war für jede und jeden in der Jungen Akademie entscheidend. Deshalb ist es auch kein Zufall, dass die AG Wissenschaftspolitik seit Bestehen der Akademie existiert.

Unsere Fragen lauteten von Anfang an: Funktioniert die Juniorprofessur? Ist sie geeignet, um den wissenschaftlichen Nachwuchs zu fördern? Unsere Studie ist seinerzeit von einigen als grundsätzliche Kritik aufgenommen worden. Das war von uns nicht intendiert – uns ging es um die Frage, ob mit der Juniorprofessur und ihrer praktischen Umsetzung die vorgegebenen Ziele erreicht werden konnten.

Welche Kriterien sollte die Juniorprofessur erfüllen?

Wir haben 2001 in einer Stellungnahme zum Gesetzentwurf die Einführung der Juniorprofessur begrüßt und folgende Kriterien einge-

bracht: Stärkung der Postdoc-Phase, striktes Hausberufungsverbot, klare und transparente Evaluation, Begrenzung von Lehr- und Prüfungsverpflichtungen, wettbewerbsfähige Ausstattung, Tenure-Track-Stellen und eine Stärkung der hochschuldidaktischen Ausbildung. In unserer Studie haben wir diese Kriterien in Fragen umgewandelt.

Wir wollten den Blick erweitern und auf Stell-schrauben im System richten, an denen noch gedreht werden musste, um wirklich etwas für den wissenschaftlichen Nachwuchs zu erreichen.

Wie relevant ist das Thema heute?

Für den wissenschaftlichen Nachwuchs und das gesamte Hochschulsystem sind die Fragen immer noch aktuell: Welche Perspektiven existieren für junge Forschende? Welche Stellen gibt es, um sich auf eine Professur vorzubereiten? Wie lange dauert der Weg zum Hochschullehrer?

Ich halte die Juniorprofessur weiterhin für eine interessante Idee; es existieren zahlreiche Untersuchungen über Wirksamkeit und Perspektiven, allerdings kann noch nicht abgeschätzt werden, wie erfolgreich die Juniorprofessorinnen und -professoren in der Konkurrenz um Lebenszeitprofessuren sind.

» Die Fragen stellte Isabell Lisberg-Haag

Die Junge Akademie traf mit ihren Aktivitäten zur Juniorprofessur das richtige Thema. Die Medien reagierten schnell, zahlreich und über eine lange Zeit: Bis 2007 erschienen 79 Beiträge – Print, online und im Radio.

Klima und Kultur

Interdisziplinär ist Klimaforschung fast immer. Doch nur selten werden dabei über die Naturwissenschaften und die Ökonomie hinaus auch geistes- und sozialwissenschaftliche Perspektiven integriert. Die AG Klima & Kultur stellt sich genau dieser Herausforderung, wie ein Interview mit der Sprecherin Hildegard Westphal zeigt:

In der AG Klima & Kultur stehen nicht menschliche Einflüsse auf die Umwelt im Vordergrund, sondern kulturelle Reaktionen auf abrupte Klimaveränderungen. Was bringt diese Perspektivwende für die aktuelle Klimadiskussion?

Klimaveränderungen sind über lange Zeit etwas Natürliches gewesen. Der Umgang der Menschen mit diesem Wandel sagt uns viel über die Flexibilität von Gesellschaften. Warum haben manche Gesellschaften vom veränderten Klima profitiert, warum sind andere daran zugrunde gegangen? Diese Fragen beschäftigen unsere AG. Beispiele von gelungener oder misslungener Anpassung gibt es genügend. Das mittelalterliche Klimatum, eine warme Periode, interessiert uns besonders, weil sie Parallelen zu heute aufweist.

Dabei ist der Blick in Archive aufschlussreich – beispielsweise um zu erfahren, wie der Temperaturanstieg damals wahrgenommen wurde. Es gibt die Theorie, dass wir die erste Generation sind, die Angst vor Erwärmung hat.

In der AG diskutieren Biologen, Geologen, Historiker, Werkstoffwissenschaftler, Meereskundler und Ethnologen miteinander. Welche neuen Sichtweisen ergeben sich aus diesen interdisziplinären Begegnungen?

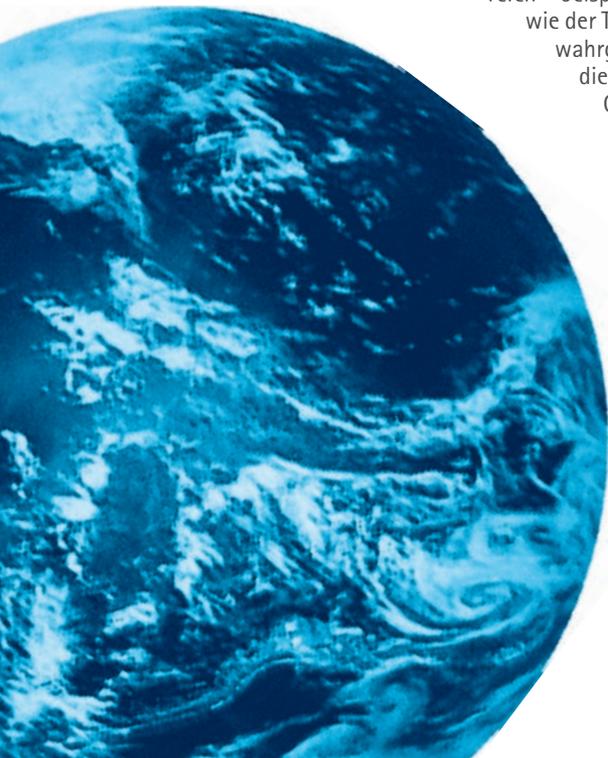
Spannend ist für uns die Erfahrung, dass jede Disziplin die Daten aus den anderen Disziplinen erst einmal als gegeben und richtig annimmt und die eigene Sichtweise daran anpasst – häufig stark vereinfacht. Es herrschen aber in jedem Fach noch große Unsicherheiten. Weder eignet sich die simple Erklärung des Anstiegs des Meeresspiegels, um Beobachtungen einer Gesellschaft zu interpretieren, noch lassen sich gesellschaftliche Prozesse so stark reduzieren, bis sie zu naturwissenschaftlichen Klimamodellen passen. Unser interdisziplinärer Dialog soll helfen, mehr Sensibilität zu entwickeln, um die Daten aus anderen Disziplinen in ihrer Tiefe erfassen zu können. Wir hoffen, dass daraus neue Sichtweisen im jeweils eigenen Fach entstehen. Zu unserem ersten Workshop 2009 haben wir auch externe Experten eingeladen, um eine möglichst große Bandbreite von thematischen Zugängen zu gewährleisten.

Was ist für die kommende Zeit geplant?

Vor kurzem haben wir einen Ethnologen eingestellt, der über die Reaktion der Aborigines auf Klimaveränderungen in Australien promoviert. Die AG bietet dafür einen idealen Rahmen, denn zusätzlich zu seiner ethnologischen Arbeit erhält der Doktorand einen Abgleich mit Naturwissenschaften wie Paläoklimaforschung, Paläoökologie und Geologie. Wir leisten für einen Doktoranden die Anschubfinanzierung, die weiteren Mittel müssen dann anderweitig eingeworben werden – das Modell hat sich auch in anderen AGs bewährt. Es ermöglicht, ein Thema wirklich umfassend auszuloten und zu verhindern, dass die Sichtweise einer Disziplin dominiert.

Darüber hinaus will die AG Klimadaten aus Kultur- und Naturwissenschaften in einer sich fortschreibenden digitalen Datenbank bündeln, organisieren und zugänglich machen. Ihr Nutzen soll nicht auf die Klimarekonstruktion beschränkt bleiben. Auf lange Sicht wollen wir mit den Daten vor allem die Wechselwirkungen zwischen Klima und Kultur sichtbar machen.

» Das Gespräch führte Uschi Heidel



Lehre

Die Qualität der Lehre an deutschen Hochschulen wird derzeit kontrovers diskutiert. In der Arbeitsgruppe Lehre analysieren die Mitglieder der Jungen Akademie die Rahmenbedingungen guter Lehre und unterstützen sich gegenseitig mit Tipps aus der Praxis. Ein Interview mit der Sprecherin Kärin Nickelsen. Sie lehrt Wissenschaftstheorie und -geschichte an der Universität Bern.

2009 wurde der Wettbewerb „Exzellente Lehre“ ausgerufen – endlich die fällige Anerkennung?

Wie hoch exzellente Lehre gegenüber exzellenter Forschung gewichtet wird, sieht man an der Dotierung des Wettbewerbs: Der Betrag für die Forschung lag um den Faktor 100 höher. Prinzipiell ist es jedoch zu begrüßen, dass auch wegweisende Konzepte in der Lehre ausgezeichnet und anerkannt werden. Denn diese Konzepte gibt es und hat es immer gegeben. Zurzeit gewinnt man aus der Presse den Eindruck, dass sich Professorinnen und Professoren überhaupt nicht für die Lehre interessieren. Das ist übertrieben und ungerecht.

Fühlen Sie sich als Dozentin angegriffen?

Zuweilen schon. Mit deutscher Gründlichkeit wird nun sämtliche Lehre an allen Hochschulen schlechtgemacht. Sicherlich gibt es beklagenswerte Zustände in Massenfächern mit überfüllten Hörsälen, aber das ist nicht die ganze Wirklichkeit. Es gibt überall engagierte Lehrende, die ihre Studierenden ernst nehmen. Für die Dozenten und Dozentinnen in der Qualifikationsphase ist jedoch entscheidend, in welchem Ausmaß dieses Engagement berufsrelevant ist. Hier wären die eigentlichen Anreize zu setzen, nicht in Wettbewerben und Preisen.

Was trägt die AG Lehre zur aktuellen Diskussion bei?

In die Junge Akademie wurden wir vor allem als Zugpferde der Forschung gewählt. Die AG Lehre möchte zeigen, dass viele Mitglieder auch die Lehre als wesentlichen Teil ihres Berufes betrachten. Deshalb arbeiten wir an einem Buch, in dem Mitglieder und Alumni aus eigener Erfahrung berich-



ten: über gelungene Lehrformate, ungewöhnliche Prüfungsformen, interdisziplinäres Co-Teaching, E-Learning-Konzepte und vieles mehr.

Und die wissenschaftspolitische Dimension?

Die ist uns sehr wichtig. Neben den Erfahrungsberichten werden wir uns in dem Buch auch zu den Bedingungen guter Lehre äußern sowie zu Sinn und Unsinn von Studiengebühren. Wir plädieren dafür, die Einheit von Forschung und Lehre zu bewahren; in unserem Buch wollen wir an konkreten Beispielen zeigen, wie diese Einheit gelebt werden kann und auf welche Weise Forschende und Lehrende davon profitieren.

Welche Rolle spielt dabei die Interdisziplinarität der Jungen Akademie?

Das Verhältnis von Forschung und Lehre wird in den einzelnen Fächern höchst unterschiedlich ausgestaltet. In den Naturwissenschaften ist es selbstverständlich, die Absolventinnen und Absolventen in die eigenen Projekte zu integrieren. In den Geisteswissenschaften bearbeiten Studierende eher ihre eigenen Projekte. Ein interdisziplinärer Austausch kann auch in diesem Bereich zur Horizonterweiterung führen und dazu ermutigen, auch einmal das jeweils Andere auszuprobieren.

» Die Fragen stellte Isabell Lisberg-Haag

Nach Lancierung des Wettbewerbs „Exzellente Lehre“ des Stifterverbandes für die Deutsche Wissenschaft und der Kultusministerkonferenz der Länder 2008 hatte die AG Lehre „gemischte Gefühle“ und nannte zentrale Punkte, um gute Lehre dauerhaft zu realisieren.

[...]

1. Die Qualität der universitären Lehre lässt sich vor allem durch solche Maßnahmen steigern, die den Brückenschlag zwischen For-

schung und Lehre wieder verstärken. Dazu gehört ein Festhalten an der derzeitigen Personalkategorie „Professor/in“ sowie ein stärkeres Gewicht auf Forschen im Studium.

2. Das wichtigste Steuerungsinstrument für gute Lehre liegt bereits jetzt in der Hand der Fakultäten und Fachbereiche: In jedem Berufungsverfahren sollte neben der Forschungsleistung auch die Lehrleistung der Kandidatinnen und Kandidaten berücksichtigt werden, und zwar wesentlich stärker, als dies derzeit der Fall ist.

3. Gute Lehre lebt vom persönlichen Kontakt sowie von intellektueller Freiheit. Wir empfehlen die flächendeckende Einführung von Tutorien und Mentorenprogrammen, um die Betreuungsintensität zu erhöhen; Lernen durch Studienprojekte sollte in den Vordergrund treten, bei gleichzeitiger Reduktion traditioneller Vorlesungsstunden.

4. Auch das Engagement in den Grauzonen der Lehre, zum Beispiel Betreuung von Abschlussarbeiten oder Studienberatung, sollte wahrgenommen und gewürdigt werden – nicht nur durch Lehrpreise, sondern auch durch zusätzliche administrative Unterstützung, wissenschaftliche Hilfskräfte und Freisemester.

5. Wir empfehlen, die DFG auch als Institution zur Förderung lehrbezogener Projekte zu nutzen. Zusätzliche Mittel sollten beantragt werden können, sofern ein Forschungsprojekt positiv auf die Lehre ausstrahlt, z. B. durch Studienprojekte.

6. Die Junge Akademie unterstützt derzeitige Bestrebungen, die starren Deputate der Lehrverpflichtungsverordnung abzuschaffen; stattdessen sollte eine bestimmte Lehrleistung über längere Zeiträume hinweg vereinbart werden. So könnten zeitlich begrenzte Phasen intensiver Lehr- und Forschungstätigkeit einander abwechseln.

7. Eine erhebliche Entlastung des wissenschaftlichen Personals vom bürokratischen Wildwuchs ist unabdingbar. Könnte der hier verpuffte Zeitaufwand in die Lehre investiert werden, würde dies die Qualität der Veranstaltungen um ein Vielfaches steigern.



8. Wir empfehlen, starke Anreize dafür zu schaffen, dass sich auch außeruniversitär tätige Wissenschaftler und Wissenschaftlerinnen an der Hochschullehre beteiligen, und zwar in weit höherem Maße, als dies bisher schon der Fall ist.

9. Gute Lehre lässt sich nur mit einer international konkurrenzfähigen finanziellen Ausstattung erreichen. Zu einer realen Verbesserung des Betreuungsschlüssels sind Mittel erforderlich, die weit über die derzeitigen Studiengebühren und die im Hochschulpakt 2020 vorgesehenen Maßnahmen hinausgehen. Wir legen nahe, die derzeitige Finanzierungsstrategie zu überdenken.

Mit diesen Empfehlungen wenden wir uns unter anderem gegen die Gründung einer „Deutschen Lehrgemeinschaft“, die uns als ein Schritt in die falsche Richtung erscheint. Wir sprechen uns weiterhin gegen die Einführung der „Lehrprofessur“ aus, die der Wissenschaftsrat als neue Personalkategorie empfiehlt: Denn eine wirkliche Verbesserung der Lehre kann nur erreicht werden, wenn *weniger* Veranstaltungen pro Lehrperson veranschlagt werden, als dies jetzt der Fall ist, nicht aber *mehr*.

Zudem ist völlig unklar, wie man verhindert, dass diese Lehrprofessur eine Karriere zweiter Klasse darstellt. Mag man die bestehenden Reputationsunterschiede zwischen Forschung und Lehre auch bedauern: Das schlichte Ignorieren dieses Sachverhalts scheint uns der falsche Weg, um die Reputation der Lehre zu heben. Wir befürchten vielmehr, dass diese Reputationsdifferenz mit einer Geschlechtertrennung gekoppelt wird: Denn ist nicht zu erwarten, dass sich die weniger angesehene Lehrprofessur zu einer Frauennische entwickeln wird? Die zunehmende Binnendifferenzierung des wissenschaftlichen Personals wird die Geschlechtertrennung stützen und umgekehrt. Wir sehen daher ein gleichstellungspolitisches Fiasko vorher: Frauen lehren, Männer forschen.

[...]

Wenn bei Berufungsverfahren neben dem Forschungserfolg auch Erfahrung und Kompetenz in der Lehre zu wesentlichen Kriterien aufsteigen, wird die Reputation der Lehre ganz

automatisch aufgewertet. Für eine Professur sollte dies selbstverständlich sein; denn Universitäten haben einen klaren Auftrag in Forschung *und* Lehre. Nur so bleibt die deutsche Universität eine historische Errungenschaft, eine europäische Höchstleistung und ein universeller humanistischer Wert.

» Katharina Landfester und Kärin Nickelsen
Gekürzte Fassung aus 2008, Nr. 8



Das Positionspapier Lehre kann unter www.diejungeakademie.de/ag/lehre heruntergeladen werden oder ist als Broschüre über die Geschäftsstelle der Jungen Akademie zu beziehen.

Manieren



Miloš Vec u. a. (Hrsg.):
Der Campus-Knigge. Von
Abschreiben bis Zweitgut-
achten, München, C. H.
Beck, 2. Auflage 2008

Lange vor einer Publikation stand die Idee einer AG, die sich mit den „DIN-Normen der Wissenschaft“ beschäftigen wollte. Die AG nannte sich „Manieren!“, das 2008 in zweiter Auflage erschienene Buch „Campus-Knigge“. Die Tatsache, dass wir nicht nur Vielfalt beschreiben und Transparenz herstellen wollten, sondern selbst ein normatives Anliegen verfolgten, schlug sich im Ausrufezeichen hinter „Manieren“ nieder. Der AG-Name, der der Gesellschaftsethik angehört, bewirkte unerwartet, dass interne Konflikte zwischen den AG-Mitgliedern fortan als Auseinandersetzungen über guten und schlechten Stil geführt wurden. Nicht verwunderlich hingegen waren die Rüffel einiger Kollegen, unser AG-Name sei zu provokant. Und manch einer der Herausgeber wurde auf Lesungen, das Buch in der Hand, versehentlich als „Herr Knigge“ angesprochen.

Einige Buchartikel sind redaktionell überarbeitete Mails, in denen sich AG-Mitglieder über ihre aktuelle Arbeit austauschen. Auch andere Beiträge leben von autobiografischen Elementen, die in den Lemmata gerade nicht verallgemeinert worden sind. „Kinder“ war ein besonders umstrittener Artikel. Selbst die, die ihn noch nicht gelesen hatten, wollten gleich einen Gegenentwurf zu jenen Beobachtungen und Maximen schreiben, die sie nur vom Hörensagen kannten. Dabei blieb es

auch, nachdem sie den Text gelesen hatten – freilich hatten sich ihre Ergänzungswünsche gewandelt. Einen Konsens jedoch gab es nicht, weder bei den Kritikern noch bei den Befürwortern.

Während der Lesungen aus dem Manuskript in verschiedenen Universitätsstädten ergaben sich interessante Diskussionen mit anderen Nachwuchsforschern. Sie sahen die Regeln des Wissenschaftsbetriebs scharf, weil sie ihnen noch nicht vertraut waren. Einige glaubten, diese zum eigenen Vorteil nutzen zu können. Häufiger sorgten sich die Jungforscher um Verstöße aus Unwissenheit. Keiner wollte die Normen beherrschen, um sie strategisch zu überschreiten. Eine ZuhörerIn suchte nach der Lesung Rat beim Referenten. Bei ihren Problemen wäre auch eine Rechtsauskunft passend gewesen. Würde man den Rat aber als Rechtsrat erteilen, würden sich die Probleme der Ratsuchenden verschärfen, auch wenn sie materiell im Recht war. Deutete sie diesen Hinweis als Anleitung zum Quietismus um? Was würde sie dann von dieser Jungen Akademie halten?

Das Manieren-Quiz, das wir spaßeshalber für den „UniSpiegel“ entwickelt hatten, ging am 26. Oktober 2006 online. Bis zum Abend hatten mehr als 100.000 Besucher die Fragen angeklickt. Einige wenige Leser echauffierten sich per Mail beim leitenden Redakteur; sie hatten prinzipienfeste Belehrungen in akademischer Korrektheit gewünscht und fühlten sich nun auf den Arm genommen von Fragen und Antworten, die gerade die Standards nicht so ernst nahmen oder letztlich in Frage stellten. Die Quizmaster hatten ihnen gegenüber spontan ein etwas schlechtes Gewissen, aber war das richtig?

Das Buch wäre anders gelesen worden, wenn es nicht in diesem Verlag erschienen wäre; wenn man sich doch gegen diesen umstrittenen Titel entschieden hätte. Mehrere Dutzend neue Stichworte sind uns für die nächste Auflage als Desiderate benannt worden; sie fehlten, so hieß es in Mails und Briefen. Dass ein Lemma zu viel oder überflüssig gewesen sei, monierte kein Leser.

» Miloš Vec
Gekürzte Fassung aus 2007, Nr. 5



Boris Worm
Meereskunde
(Mitglied 2004 – 2009)



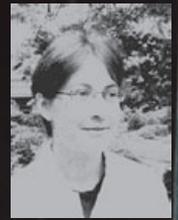
Robert Wolf
Chemie
(Mitglied 2009 – 2014)



Katja Windt
Maschinenbau/Produktionstechnik
(Mitglied 2004 – 2009)



Martin Wilmking
Geoökologie
(Mitglied 2008 – 2013)



Anna Wienhard
Mathematik
(Mitglied 2008 – 2013)



Nicole Schweikardt
Informatik
(Mitglied 2005 – 2010)



Waltraud Schulze
Biologie
(Mitglied 2006 – 2011)



Andreas S. Schulz
Mathematik
(Mitglied 2000 – 2005)



Moritz Schularick
Volkswirtschaftslehre/Wirtschafts-
geschichte (Mitglied 2010 – 2015)



Simone Schütz-Bosbach
Psychologie
(Mitglied 2008 – 2013)



Claus Pias
Medienwissenschaft
(Mitglied 2001 – 2006)



Regina Palkovits
Kohlenforschung/Chemie
(Mitglied 2010 – 2015)



Heike Luise Pahl
Genetik
(Mitglied 2000 – 2005)



Klaus Oschema
Mittelalterliche Geschichte
(Mitglied 2009 – 2014)



Felix von Oppen
Physik
(Mitglied 2000 – 2005)



Min Ae Lee-Kirsch
Kinderheilkunde/Genetik
(Mitglied 2002 – 2007)



Katharina Landfester
Ingenieurwissenschaft/Chemie
(Mitglied 2002 – 2007)



Ulrich Krotz
Internationale Beziehungen/Politik-
wissenschaft (Mitglied 2003 – 2008)



Martin Korte
Biologie
(Mitglied 2000 – 2005)



Martin von Koppenfels
Literaturwissenschaft
(Mitglied 2004 – 2009)



Olga Holtz
Mathematik
(Mitglied 2008 – 2013)



Walter Hofstetter
Physik
(Mitglied 2005 – 2010)



Karin Hofstetter
Bauingenieurwesen
(Mitglied 2008 – 2013)



Rafaela Hillerbrand
Philosophie/Physik
(Mitglied 2009 – 2014)



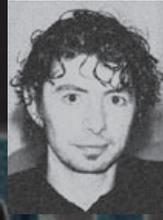
Julia Hepp
Biologie
(Mitglied 2001 – 2006)



Julia Eckert
Sozialwissenschaft
(Mitglied 2002 – 2007)



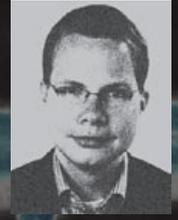
Daniel Durstewitz
Biopsychologie/Computational Neuro-
science (Mitglied 2002 – 2007)



Christian Heinrich Maria Drost
Medizin/Virologie
(Mitglied 2005 – 2010)



Kirill Dmitriev
Orientalistik
(Mitglied 2010 – 2015)



Sven Diederichs
Biochemie
(Mitglied 2010 – 2015)



Hildegard Westphal
Geologie
(Mitglied 2005 – 2010)



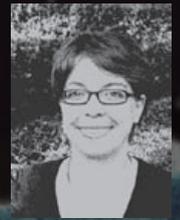
Matthias Warstat
Theaterwissenschaft
(Mitglied 2008 – 2013)



Margit Warneke
Biologie
(Mitglied 2000 – 2005)



Philip Walther
Chemie/Physik
(Mitglied 2007 – 2012)



Stefanie Walter
Politikwissenschaft
(Mitglied 2009 – 2014)



Ricarda Schubotz
Kognitive Neurologie
(Mitglied 2004 – 2009)



Ulrich Schollwöck
Theoretische Physik
(Mitglied 2000 – 2005)



Melanie Schnell
Chemie
(Mitglied 2006 – 2011)



Carsten O. Schneider
Politikwissenschaft
(Mitglied 2009 – 2014)



Dietmar Schmitz
Neurowissenschaft
(Mitglied 2004 – 2009)



Magdalena Nowicka
Soziologie
(Mitglied 2009 – 2014)



Kärin Nickelsen
Wissenschaftstheorie/-geschichte
(Mitglied 2005 – 2010)



Thomas Mussweiler
Psychologie
(Mitglied 2001 – 2006)



Jörg Müssig
Werkstoffwissenschaften
(Mitglied 2004 – 2009)



Cord Axel Müller
Physik
(Mitglied 2003 – 2008)



Thomas Koop
Chemie
(Mitglied 2003 – 2008)



Sabine Koller
Slavistik
(Mitglied 2007 – 2012)



Doris Kolesch
Theater- und Literaturwissenschaft
(Mitglied 2001 – 2006)



Matthias Koenig
Soziologie
(Mitglied 2005 – 2010)



Alexander Knohl
Bioklimatologie
(Mitglied 2009 – 2014)



Marc Helbling
Politikwissenschaft
(Mitglied 2010 – 2015)



Christoph Halbig
Philosophie
(Mitglied 2002 – 2007)



Thomas Großbölting
Geschichte der Neuzeit
(Mitglied 2005 – 2010)



Oliver Grau
Kunstgeschichte
(Mitglied 2001 – 2006)



Giovanni Galizia
Biologie
(Mitglied 2000 – 2005)



Sylvia Maria Cremer
Biologie
(Mitglied 2008 – 2013)



Sebastian Conrad
Geschichte/Japanologie
(Mitglied 2000 – 2005)



Daniel Chappell
Anaesthesiologie
(Mitglied 2010 – 2015)



Thomas Carell
Organische Chemie
(Mitglied 2000 – 2005)



Nina Buchmann
Geoökologie/Botanik
(Mitglied 2000 – 2005)



Christiane Voigt
Physik/Meteorologie
(Mitglied 2006 – 2011)



Miloš Vec
Rechtswissenschaft
(Mitglied 2000 – 2005)



Felix Thiele
Philosophie
(Mitglied 2002 – 2007)



Fabian Joachim Theis
Mathematik/Systembiologie
(Mitglied 2009 – 2014)



László Székelyhidi
Mathematik
(Mitglied 2008 – 2013)



Wolf Gerhard Schmidt
Neuere Dt. Literaturwissenschaft/
Komparistik (Mitglied 2009 – 2014)



Henning Schmidgen
Wissenschaftsgeschichte
(Mitglied 2000 – 2005)



Bénédicte Savoy
Kunstgeschichte
(Mitglied 2007 – 2012)



Giesela Rühl
Internationales Privatrecht
(Mitglied 2010 – 2015)



Sylvie Roke
Metallforschung
(Mitglied 2010 – 2015)



Cornelis Menke
Wissenschaftsphilosophie
(Mitglied 2010 – 2015)



Kerstin Martens
Sozialwissenschaften/Politikwissenschaft
(Mitglied 2007 – 2012)



Gregor Markl
Geowissenschaften (Mineralogie)
(Mitglied 2002 – 2007)



Rebekka von Mallinckrodt
Neuere Geschichte
(Mitglied 2007 – 2012)



Ulrike von Luxburg
Informatik
(Mitglied 2008 – 2013)



Julian Klein
Komposition
(Mitglied 2003 – 2008)



Matthias Klatt
Rechtswissenschaften
(Mitglied 2007 – 2012)



Mathias Kläui
Physik
(Mitglied 2006 – 2011)



Rainer Maria Kiesow
Rechtswissenschaft
(Mitglied 2000 – 2005)



Andreas Keil
Kognitive Neurowissenschaft
(Mitglied 2002 – 2007)



Filipp Furche
Chemie
(Mitglied 2006 – 2011)



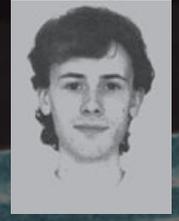
Alexandra M. Freund
Psychologie
(Mitglied 2000 – 2005)



Wolfgang Forstmeier
Biologie
(Mitglied 2006 – 2011)



Peter Forster
Chemie/Biochemie
(Mitglied 2000 – 2005)



Christian Fleischhack
Mathematik/Theoretische Physik
(Mitglied 2002 – 2007)



Tilman Brück
Entwicklungsökonomie
(Mitglied 2007 – 2012)



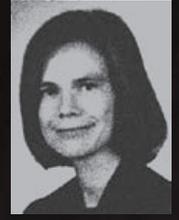
Michael Boutros
Biologie
(Mitglied 2003 – 2008)



Friedrich von Borries
Architektur/Designtheorie
(Mitglied 2007 – 2012)



Frank Bordusa
Biochemie
(Mitglied 2004 – 2009)



Nikola Biller-Andorno
Medizinethik
(Mitglied 2001 – 2006)



Barbara Stiebels
Allgemeine Sprachwissenschaft
(Mitglied 2001 – 2006)



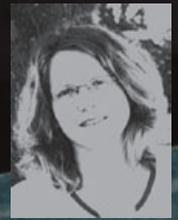
Florian Steger
Geschichte und Ethik der Medizin
(Mitglied 2009 – 2014)



Volker Springel
Theoretische Astrophysik
(Mitglied 2006 – 2011)



Heike Solga
Soziologie
(Mitglied 2000 – 2005)



Christine Silberhorn
Physik
(Mitglied 2006 – 2011)



Jörg Rössel
Soziologie
(Mitglied 2001 – 2006)



Christiane Ritter
Biochemie/Infektionsforschung
(Mitglied 2008 – 2013)



Berthold Rittberger
Politikwissenschaft
(Mitglied 2005 – 2010)



Hannes Rakoczy
Psychologie
(Mitglied 2007 – 2012)



Josef Priller
Psychiatrie/Neurologie
(Mitglied 2004 – 2009)



Max Löhning
Experimentelle Immunologie
(Mitglied 2004 – 2009)



Veronika Lipphardt
Wissenschaftsgeschichte
(Mitglied 2010 – 2015)



David Linden
Medizin/Philosophie
(Mitglied 2003 – 2008)



Verena Lepper
Ägyptologie und Semitistik
(Mitglied 2006 – 2011)



Matthias Christian Leistner
Rechtswissenschaften
(Mitglied 2006 – 2011)



Anke Jentsch
Störungsökologie/Vegetationsdynamik
(Mitglied 2007 – 2012)



Andreas Hüttemann
Philosophie
(Mitglied 2001 – 2006)



Marc-Thorsten Hütt
Theoretische Physik
(Mitglied 2000 – 2005)



Eva Horn
Literaturwissenschaft
(Mitglied 2001 – 2006)



Heidrun C. Hoppe
Wirtschaftswissenschaften
(Mitglied 2003 – 2008)



Julia Fischer
Biologie
(Mitglied 2003 – 2008)



Walter Federle
Biologie
(Mitglied 2002 – 2007)



Björn Falkenburger
Medizin
(Mitglied 2003 – 2008)



Gerhard Ernst
Philosophie
(Mitglied 2005 – 2010)



Eva-Maria Engelen
Philosophie
(Mitglied 2000 – 2005)



Christiane Berger-Schaffitzel
Biochemie
(Mitglied 2004 – 2009)



Bettina Beer
Ethnologie
(Mitglied 2003 – 2008)



Jens Beckert
Soziologie/Betriebswirtschaft
(Mitglied 2000 – 2005)



Katja Becker
Medizin
(Mitglied 2000 – 2005)



Wolfram Antonin
Biochemie
(Mitglied 2005 – 2010)



„Wir wünschen uns, dass die Entscheidung für oder gegen Familie unabhängig von der wissenschaftlichen Biographie fallen kann. Außerdem sollte Familie auch sichtbar sein dürfen.“ Damit bringt Tilman Brück von der AG Egalité in einem Streitgespräch (erschieden in 2009, Nr. 9) ein wichtiges Anliegen der Jungen Akademie auf den Punkt. Beim Thema Vereinbarkeit seien „wieder Einstellungen, Regeln und Geld gefragt – und mehr Transparenz dessen, was schon möglich ist“.

Nach wie vor verzichten hochqualifizierte Wissenschaftlerinnen entweder zugunsten ihrer Kinder auf die Karriere, oder sie setzen ihre berufliche Laufbahn im Ausland fort, wo sie beides besser vereinbaren können. Mit den Hochqualifizierten verzichten gerade diejenigen auf Kinder, die im Rahmen der Erziehung auf hohem Niveau zur Bildung der nächsten Generation beitragen könnten.

Aus dem Vorwort

Die Arbeitsgruppe Wissenschaftspolitik der Jungen Akademie befasste sich ab 2003 mit dem Thema im Rahmen des Buchprojekts „Karriere und Kind“, erschienen 2005. Im Vorwort wird deutlich, dass die Initiative einer persönlichen Auseinandersetzung der Herausgeberinnen mit der Frage entsprang, ob eine Tätigkeit in der Wissenschaft auf hohem Niveau mit dem Mutter-Sein vereinbar sei. Die Konzentration auf Mütter und ihr Erleben der Problematik, wissenschaftliche

Karriere und Familienarbeit zu verbinden, ist eine Reaktion auf die soziale Lage in Deutschland. Im Gegensatz zur Situation von in der Wissenschaft tätigen Vätern geht es bei den Müttern nicht um das Hinnehmen mehr oder weniger ausgeprägter Unannehmlichkeiten, sondern „ums Ganze“, um „Ausstieg oder Aufstieg“.

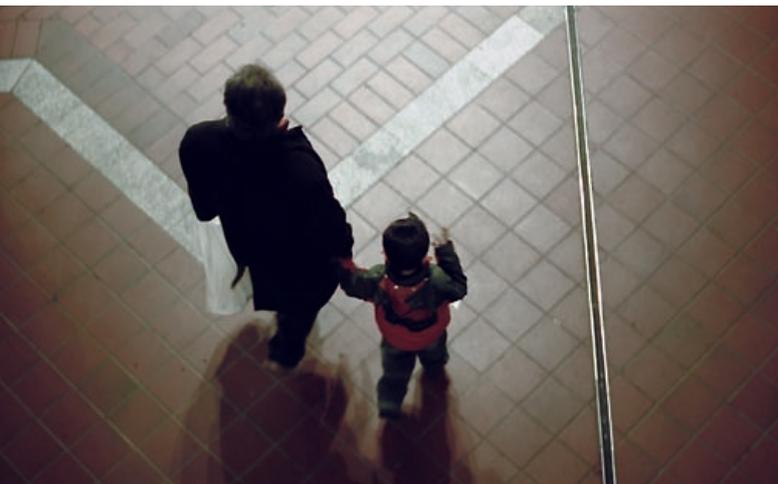
Bei aller Verschiedenheit der Lebensentwürfe, Karriereverläufe und Partnerschaftsmodelle weisen die Autorinnen und Autoren des Buches auf Folgendes hin: 1. Wissenschaftlerin und zugleich Mutter zu sein ist ein „hartes Geschäft“, das einen enormen Einsatz an Energie, Disziplin und Effizienz erfordert und hohe Anforderungen an die intellektuellen, emotionalen und sozialen Fähigkeiten stellt. 2. Hilfreich ist die Unterstützung durch Partner, Familie sowie das berufliche und soziale Umfeld. 3. Es fehlen flexible, planbare und familienfreundliche Arbeitszeiten, die Möglichkeit zur Arbeit von zu Hause aus und zum Einschalten von Phasen mit reduziertem Arbeitseinsatz sowie langfristige Arbeitsverträge und erschwingliche Kinderbetreuung.

Das Buch möchte zur Normalisierung des Phänomens der Wissenschaftlerin mit Kindern beitragen und als Ressource für Betroffene, ihre Partner und ihr soziales Umfeld dienen. Auch möchte es Frauen und Männer ermutigen, weiter auf mehr Chancengleichheit hinzuarbeiten. In diesem Sinne versteht es sich auch als Appell an die Wissenschafts- und Familienpolitik.

Es geht nicht darum, der Mutterschaft oder der Karriere um jeden Preis das Wort zu reden. Doch stellt man dem großen Prozentsatz junger Frauen mit Kinderwunsch die niedrigen Geburtenraten bei Akademikerinnen gegenüber, so liegt die Vermutung nahe, dass in vielen Fällen ein wichtiger Teil der persönlichen Lebensplanung aufgegeben wurde – sei es die Wissenschaft als Beruf, sei es die Mutterschaft. Das Buch zeigt, dass die Realisierung von beidem möglich ist. Als Herausgeberinnen wünschen wir uns, dass die scheinbare Notwendigkeit sich entscheiden zu müssen, nicht mehr als schicksalhaft hingenommen, sondern als unzeitgemäß hinterfragt wird.

» Nikola Biller-Andorno, Anna-Karina Jakovljević, Katharina Landfester, Min Ae Lee-Kirsch

Nikola Biller-Andorno;
Anna-Karina Jakovljević;
Katharina Landfester; Min
Ae Lee-Kirsch (Hrsg.): Kar-
riere und Kind. Erfahrungs-
berichte von Wissenschaft-
lerinnen, Frankfurt a. M.,
Campus Verlag, Mai 2005



Doppelkarriere-Paare an der Hochschule gibt es und gab es schon immer. Doch Universitäten tun sich schwer, entsprechende Stellen zu schaffen, und Betroffene, diese einzufordern. Heike Solga ist Mitautorin der Studie „Verflechtung von beruflichen Karrieren in Akademikerpartnerschaften“, die 2002 von der Jungen Akademie herausgegeben wurde. Sie sieht auch heute noch akuten Handlungsbedarf.

Das Thema „Dual Career Couples“ gehörte zum Themenkanon der Arbeitsgruppe Wissenschaftspolitik in der Jungen Akademie. „Damals haben wir uns intensiv mit der Juniorprofessur beschäftigt. Im Zuge dieser Diskussion kamen wir auf gemeinsame Karrieren in der Wissenschaft, deren Wirkung auf individuelle Entscheidungen und institutionelle Reaktionen“, erinnert sich Heike Solga. Um den Bedingungen für Doppelkarriere-Paare bei der Berufung nachzugehen, befragte sie gemeinsam mit Alessandra Rusconi Hochschulleitungen und Gleichstellungsbeauftragte.

Ein Ergebnis: Das Thema „Partner“ wird in Bewerbungsverfahren angesprochen, und Hochschulen bieten Unterstützung an. Aber es ist alles eine Frage des Zeitpunktes: Sprechen Kandidatinnen und Kandidaten den Partner zu früh an, riskieren sie, vorzeitig aus dem Rennen geworfen zu werden, denn die Hochschulen haben das Thema noch längst nicht als Selbstverständlichkeit akzeptiert. Am besten konnten Hochschulen helfen, wenn es nicht um einen zweiten Arbeitsplatz an der Universität, sondern um eine Stelle im öffentlichen Dienst, beispielsweise als Lehrerin ging. (Weitere Ergebnisse unter http://www.diejungeakademie.de/publikationen/folder/42_JA_Befragung.pdf)

„Unsere Studie hat die allgemeine Diskussion angefeuert: Der Stifterverband sowie einzelne Hochschulen haben reagiert und vor allem nach den Zusagen im Rahmen der Exzellenzinitiative wurden entsprechende Büros eingerichtet“, resümiert Heike Solga. Ihr ist wichtig, das Thema öffentlich gemacht zu haben, denn häufig wurde es hinter vorgehaltener Hand diskutiert. Doch die Soziologin sieht weiterhin große Hemmnisse für Paare, die beide in der



Wissenschaft arbeiten wollen. „Der Vorwurf des Nepotismus ist an deutschen Hochschulen immer noch weit verbreitet.“

Auch acht Jahre nach Veröffentlichung der Studie sind Doppelberufungen an Universitäten eher die Ausnahme. Die neu geschaffenen Büros kümmern sich eher um Umzugsmodalitäten der Familie als um bessere Bedingungen für Paare an den Hochschulen. Doch auch Frauen sind skeptisch und glauben nicht an Diskriminierung. „Viele sehr gute Nachwuchswissenschaftlerinnen tappen weiterhin in die Falle“, sagt Heike Solga und erläutert: „Junge Frauen sind heute weder in der Schule noch während ihres Studiums diskriminiert, erst mit Eintritt in den Beruf greifen alte Muster – sowohl in Partnerschaften als auch in der Wissenschaft, die eher männliche Karriereverläufe erwartet. Dann kommen die Paare ins Trudeln.“

In ihrem aktuellen Forschungsprojekt „Gemeinsam Karriere machen – Realisierungsbedingungen von Doppelkarrieren in Akademikerpartnerschaften“ hat die Soziologin 750 Wissenschaftlerinnen und Wissenschaftler und ihre Partner befragt. „Uns interessiert das Gelingen von zwei Karrieren in einer Partnerschaft, wir zeigen günstige und ungünstige Rahmenbedingungen für Doppelkarriere-Paare auf.“ Erste Ergebnisse werden im Oktober 2010 veröffentlicht: <http://www.wzb.eu/bal/aam/karriereprojekt.de.htm>

Heike Solga ist Professorin für Soziologie an der Freien Universität Berlin und Direktorin der Abteilung „Ausbildung und Arbeitsmarkt“ am Wissenschaftszentrum Berlin für Sozialforschung. Sie war von 2000-2005 Mitglied der Jungen Akademie.

Oeffentlichkeit



„Förderung von Initiativen an den Schnittstellen von Wissenschaft und Gesellschaft“ – so heißt es im Statut der Jungen Akademie. Diese Zielsetzung verfolgt sie mit vielfältigen und originellen Aktivitäten, die auf Kommunikation und Austausch mit der Öffentlichkeit zielen. Ein theatraler Rundgang im Pergamon-Museum und die Vortragsreihe Enzyklopädie der Ideen der Zukunft sind dafür Beispiele:

Wie kann man einem heutigen Publikum die Bedeutung antiker Objekte nahebringen? Eine überzeugende Vermittlungsform präsentierte die Junge Akademie zusammen mit dem Exzellenzcluster TOPOI und der Antikensammlung der Staatlichen Museen zu Berlin im Sommer 2009: einen theatralen Rundgang durch die Ausstellung „Die Rückkehr der Götter. Berlins verborgener Olymp“ im Pergamonmuseum. Mit teils sensationellen, erstmals seit dem Zweiten Weltkrieg wieder gezeigten Exponaten widmete sich die Ausstellung den zwölf wichtigsten griechischen Gottheiten. Als Veranstaltungsort von Andreas Scholl, Direktor der Antikensammlung, zur Verfügung gestellt, bot das Museum einen hervorragenden Rahmen für den Beitrag von TOPOI und der Jungen Akademie zum Wissenschaftsjahr 2009.

Wissenschaft, sinnlich übersetzt

In Anlehnung an das Arbeitsgebiet von TOPOI entwickelten zwei Mitglieder der Jungen Akademie erste Ideen für eine Veranstaltung zu Raum und Denken in der Antike: Bénédicte Savoy, Kunsthistorikerin an der TU Berlin und TOPOI-Mitglied, sowie die Berner Wissenschaftshistorikerin Kärin Nickelsen, unterstützt von Jürgen Hädrich, Programmleiter Wissenschaft in der Jungen Akademie. Sehr früh waren auch Regisseur Dirk Schulz und Bühnenbildnerin Evi Wiedemann an der Konzeption beteiligt.

Aktuelle Forschungsergebnisse rund um die Ausstellungsthematik steuerten weitere Mitglieder von TOPOI und Junger Akademie bei:

die Archäologinnen Astrid Dostert und Katja Moede, die Musikarchäologin Jana Kubatzki, die Ägyptologin Verena Lepper, der Altphilologe und Philosoph Tim Wagner sowie Hauke Ziemssen, Archäologe und Geschäftsführer von TOPOI.

Bei den Vorbereitungstreffen diskutierte die interdisziplinäre Gruppe ein weitgespanntes Themenspektrum – von mesopotamischer Mathematik bis zur zeitgenössischen Einspielung antiker Musik. Raum für Raum erarbeitete sie sich die Ausstellung: Was ist die Botschaft, wie ist der Raum konzeptionell angelegt? Mit welchem Material kann er sinnvoll ergänzt werden und wie kann man sein Thema mit der Gegenwart der Zuschauer kurzschließen? Parallel zur Diskussions- und Lesephase begann das Theater team mit der szenographischen Umsetzung. Dirk Schulz begleitete die Archäologin Katja Moede auf Führungen und beobachtete, wie sich die Besucher im Raum bewegten, worüber sie sprachen. Evi Wiedemann baute ein maßstabsgerechtes Modell der Ausstellung, anhand dessen man Laufwege und Spielszenen plante.

Das Anliegen des von Wissenschaftlern und Künstlern gemeinsam konzipierten Ausstellungsrundgangs beschreibt Regisseur Dirk Schulz als Übersetzungsvorgang: „Die wissenschaftliche Sprache sollte in einen sinnlichen, theatralen Kontext gestellt werden.“ Die Inszenierungsideen des Theater teams wurden von den Wissenschaftlern überprüft und durch Bildmaterial oder Informationen zu antiken Objekten weiter angereichert. Der Kinderdarsteller Luis Danke etwa tritt als junger Gott mit Lyra auf. Wie das Instrument aussehen musste, wie es gespielt wurde, erklärte die Musikarchäologin Jana Kubatzki. Katja Moede versichert, dass jedes Detail in der Aufführung als – nach Maßgabe aktueller Forschungsergebnisse – historisch korrekt angesehen werden kann.

Eine Stunde dauerte der Rundgang „Wohin mit den Göttern?“. Ein halbes Jahr beschäftigten sich die Wissenschaftler und Künstler mit den Vorarbeiten. Vier Wochen vor der Premiere bezog das Theater team einen 140 Quadratmeter großen Probenraum. „Die Kostümbildnerin stellte ihre

Der Exzellenzcluster „TOPOI – The Formation and Transformation of Space and Knowledge in Ancient Civilizations“ ist ein interdisziplinärer Forschungsverbund, der im Rahmen der Exzellenzinitiative gefördert wird. In dem Forschungscluster arbeiten Wissenschaftlerinnen und Wissenschaftler aus verschiedenen Disziplinen, wie etwa Archäologie, Geographie, Kunstgeschichte, Linguistik, Philosophie, Theologie und Wissenschaftsgeschichte.

zwei Schneidertische auf, Evi baute am Modell, in einer Ecke stand eine Stellwand mit Bildern. Wir befanden uns in einem Experimentierbaukasten", beschreibt der Regisseur die Arbeitsatmosphäre. Während der Probenphase entwickelte sich der Text weiter – ein Amalgam aus literarischen Zitaten, mythologischen Erzählungen, Erläuterungen aus dem Audioguide der Ausstellung und wissenschaftlichen Informationen.

Wie nebenbei vermittelt der Text dem Publikum Hintergründe über die Ausstellungsobjekte und deren Entstehungszeit. Trotz der inhaltlichen Dichte schaffen Schauspiel, Licht und Ton einen Eindruck großer Leichtigkeit. Wissenschaftliche Erkenntnisse und sinnliches Erleben verbinden sich auf dem Rundgang zu einem faszinierenden Theaterereignis, das die antiken Objekte buchstäblich zum Sprechen bringt: Die Götter in Dialog mit der Gegenwart.

Hinter der Schwerelosigkeit des Rundgangs "Wohin mit den Göttern?" steckt allerdings großer Aufwand: Jeder Handgriff musste im Off geprobt werden. Nach jeder der vier nächtlichen Proben in den Ausstellungsräumen mussten alle Einbauten wieder entfernt werden, um dem regulären Publikum am Morgen Zugang zur „Rückkehr der Götter“ zu ermöglichen. Hoch flexibel und minutengenau wurde geplant. „Das war eine unglaubliche Logistik“, erläutert Dirk Schulz.

Der lang anhaltende Applaus nach Vorstellungen belohnte für das Engagement. Auch die Beteiligten waren hoch zufrieden: „Wissen über die Antike wurde lebendig gemacht und mit Phantasie und Freude mit unserer Gegenwart verbunden“, bilanziert Musikarchäologin Jana Kubatzki. Ausstellungskurator Martin Maischberger lobt das Ergebnis der Kooperation: „Intellektuelle und emotionale Impulse waren der Mehrwert dieser Veranstaltung. Es war eine sehr gelungene und, bei aller Spielfreude, ernsthafte Auseinandersetzung mit der Ausstellung.“

Diese Ergebnisse sind ganz im Sinne der Jungen Akademie, die den Blick für das Interdisziplinäre zum Habitus machen möchte. „Wohin mit den Göttern?“ – eine erfolgreiche inter-institutionelle Kooperation und das Ergebnis eines kreativen, lohnenden Austauschprozesses zwischen Wissenschaft und Kunst.

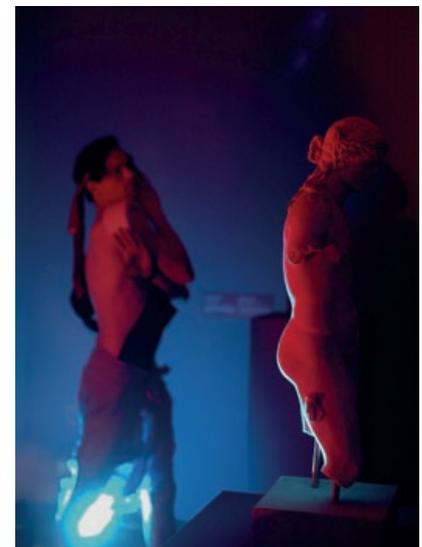
» Elena Philipp

Gekürzte Fassung aus 2010, Nr. 11

Enzyklopädie der Ideen der Zukunft

Während traditionelle Enzyklopädien vergangenes Wissen sammeln, blickte die Junge Akademie mit der Vorlesungsreihe Enzyklopädie der Ideen der Zukunft nach vorn – auf der Suche nach wegweisenden Konzepten. Nicht im Sinne altmodischer Futurologie, nicht phantastisch, sondern phantasiereich, nicht vorhersagend, sondern nachdenklich, nicht vorhersehend, sondern hinschauend befasste sich die Junge Akademie mit der Zukunft als ständiges Projekt der Gegenwart.

Im Rahmen der öffentlichen Vorträge führten herausragende Vertreter ihrer Zunft den Zuhörern vielfältige Ideen vor Augen: Dabei ging es um das Aussehen der Tiere von morgen, um globalisierte und universalisierte Solidarität. Wann ist der Mensch tot? Was ist schön – nach dem Ende des klassisch Schönen? Was können wir von der Natur lernen, oder gibt es kulturspezifische Besonderheiten des emotionalen Verhaltens? Elf Vorlesungen fanden von 2002 bis 2005 an wechselnden Orten statt.



Preisfrage

Preisfragen

- 2001 Was ist es, das in uns schmerzt?
- 2002 Was wollen wir wissen?
- 2003 Was im Tier blickt uns an?
- 2004 Welche Sprache spricht Europa?
- 2005 Wo bleibt die Zeit?
- 2006 Wer hat die Wahl?
- 2007 Wovon träumen wir?
- 2008 Welchen Raum braucht das Denken?
- 2009 Wer kriegt die Krise?



Foto: Jörg Lipskoch

Seit 2001 stellt die Junge Akademie jährlich eine Preisfrage und eröffnet den Dialog mit der Öffentlichkeit. Mehrere hundert kreative Antworten aus dem In- und Ausland treffen regelmäßig ein. Dabei sind der Form keine Grenzen gesetzt: Texte, Kompositionen, Bilder, Filme, Skulpturen. Drei Antworten werden mit einem Preisgeld ausgezeichnet und zusammen mit anderen ausgewählten Einsendungen veröffentlicht.

Die Preisfrage der Jungen Akademie wirkt. „Sie hat mich in meinem eigenen Denken beeinflusst und immer wieder herausgefordert“, sagt der Historiker und Philosoph Jürgen Nielsen-Sikora. Mehrmals nahm der Kölner Doktorand am Wettbewerb teil, gleich zweimal gewann er den dritten Preis: Mit einem Essay zu „Welche Sprache spricht Europa?“ und einer philosophischen Parodie zu „Wovon träumen wir?“

Frei die Gedanken entfalten zu können – das scheint Menschen am meisten dazu zu bewegen, Antworten auf die Preisfrage zu finden. Dies bestätigt der Biologe Dong-Seon Chang: „Solche Fragen sollte es viel häufiger geben, so lernt man selbständig zu denken.“ Der Deutsche mit koreanischen Wurzeln schrieb einen Brief aus Sicht eines Nordkoreaners auf die Frage „Wer hat die Wahl?“. Einfühlsam machte er deutlich, wie fremd diese Wahlfreiheit für asiatische Kulturen ist. Im Brief hieß es: „Es war der Gedanke, für alle Dinge die Wahl zu haben, der mir so viel Angst machte. Für jede Kleinigkeit musste man eine Wahl treffen und, schlimmer noch, sich für die Konsequenz dieser Wahl schuldig fühlen.“

Eine allegorische Form der Antwort kreierten die drei Bühnenbildner Hannes Hartmann, Leonie Mohr und Julia Schiller auf die Frage „Wo bleibt die Zeit?“. Sie verliehen der flüchtigen Zeit

in Form von Sandhügeln und Sandspuren Sichtbarkeit. „Die Frage war wie für uns gestellt“, sagt Julia Schiller. Genau so empfand es der Maler und Mediziner Michael Oliver Fließ, der 2003 mit seinen in Öl gemalten Diptychen – Fische auf der einen, technische Gegenstände auf der anderen Seite – den ersten Preis zu „Was im Tier blickt uns an?“ erzielte.

Die Bandbreite der eingereichten Arbeiten zeigt auch die Handtasche von „Erika Mustermann“, als Fundsache deklariert. Die Berliner Texterin Jinn Pogy und der Lissabonner Grafiker Gito Ferreira befüllten die Tasche als Antwort auf die Frage „Wovon träumen wir?“. Inhalt: ein Lottogewinn über 15 Millionen Euro, ein Medikament gegen jede Krankheit und gegen das Altern, ein Ticket für das WM-Endspiel Deutschland-Frankreich. Die Handtasche war der Resonanzkörper für die Träume des Finders. Und auch die Preisfrage selbst erfüllte Träume, wie Jinn Pogy bekennt: „Wir konnten einmal eine Welt erschaffen, Dokumente fälschen, Schicksal spielen.“

Für viele Teilnehmerinnen und Teilnehmer eröffnet die Preisfrage einen Raum zum Denken – und genau danach fragte die Junge Akademie 2008: „Welchen Raum braucht das Denken?“ Von Gedankenraum zu Gedankenraum nimmt der Schriftsteller Jürgen Große aus Berlin die Leser und Leserinnen mit. Mit freiem und professionellem Denken beschäftigt sich der promovierte Historiker und habilitierte Philosoph seit Jahren. Auch er hat – wie Jürgen Nielsen-Sikora – mehrfach auf die Preisfragen geantwortet. Sein Urteil: „Lobenswert, weil sich jeder ohne weitere Vorgaben beteiligen kann und die Junge Akademie damit eine Brücke zwischen akademischer Welt und Öffentlichkeit schlägt.“

» Katja Sproß



Es begann vor neun Jahren

... mit der Idee, Gesellschaft und Wissenschaft zusammenzuführen. Doch was eigentlich interessiert die Gesellschaft, die doch auf eine geheimnisvolle Weise mit dem Volk – oder der Bevölkerung – zu tun zu haben scheint? Die klassischen Antworten „Gesundheit, Arbeit, Frieden, Liebe“ haben allenfalls vermittelt etwas mit Wissenschaft zu tun. Den ersten Preis als Antwort auf die Frage, was die Leute – um noch eine weitere Präzisierung des Begriffs „die Gesellschaft“ zu nennen – eigentlich interessiert, würde vermutlich eine Frage gewinnen: „Wie werde ich Millionär?“

Die Junge Akademie hatte damals, 2001, dieses Phänomen, dass Wissen, Wissenschaft, Gesellschaft und Geld auf enge und durchaus populäre Weise verquickt sind und dass diese Verquickung womöglich an einer bis dato nicht identifizierten Schnittstelle liegt, natürlich zur Kenntnis genommen. Aber was folgte daraus? Sollte die Junge Akademie versuchen, bei Jauch zum Zuge zu kommen und damit ihre Gesellschaftstauglichkeit zu demonstrieren? Das schien wenig ratsam.

Rat zu geben schien vielmehr die Geschichte. Denn in der Geschichte ist der Müllhaufen der Geschichte nur in den seltensten Fällen ein Endlager. Was einst en vogue war, wird démodé, um später wieder als dernier cri zu gelten. Die Preisfrage, in Akademien des 18. und 19. Jahrhunderts probat – eine frische, moderne, phantasievolle, ja: junge Initiative? Die Junge Akademie war neugierig, ob die Preisfrage als Schnittstelle zwischen Wissenschaft und Gesellschaft taugen würde, ob das Licht noch einmal anginge.

Heute, 2010, also nach neun Preisfragen und tausenden von Antworten in allen möglichen Formen der menschlichen Ausdruckskraft, geht das Licht aus. Es hatte in der Preisfragenzeit durchaus geleuchtet, hell und weniger hell. Heute stellt sich der Gesellschaft mit dem inzwischen weitestverbreiteten Internet kein Hindernis mehr entgegen, um über jedes mit jedem zu kommunizieren. Wissenschaft und Gesellschaft brauchen keine Schnittstelle mehr, sind sie doch selbst, nachgerade total, zur Schnittstelle geworden. Im Chatroom, auf der Eigenhomepage, beim Twittern, in der Welt von pad, phone, pod kann eine Preisfrage, die antritt, Gesellschaft und Wissenschaft zum Dialog zu animieren, nur als gestrig wahrgenommen werden. Die Preisfrage war in alter Zeit und in früh-jungakademischer Zeit ein Kommunikationsmedium gewesen. Es gab nicht viele andere, die Wissenschaft und Leute zusammenbrachten.

Jetzt ist eine neue Zeit angebrochen. Es kommt nicht mehr darauf an, die Möglichkeit zu schaffen, dass irgendjemand mit und zu der wissenschaftlichen Welt reden kann. Jeder kann das, was er sagen will, problemlos weltweit veröffentlichen. Heute kommt es vielmehr darauf an, in dem riesengrauen Meer der Kommunikationen das herauszufiltern, was sich zu lesen, anzuschauen, zu konsumieren lohnt. Die Preisfrage der Jungen Akademie war der Aufruf an alle, sich zu melden. Dessen bedarf es nicht mehr. Es meldet sich ohnehin jeder, der will. Und er kann es nun. Und sie auch. Die alte Frage der Schnittstelle zwischen Wissenschaft und Gesellschaft war einst eine der demokratischen Partizipation. Das hat sich erledigt. Und so erledigt sich die Preisfrage. Schade. Aber unausweichlich.

Quanten

Ein Plenum der Jungen Akademie im April 2007, ein Mitgliedervortrag zum Thema „Quantentheorie“. Zunächst freundliche Aufmerksamkeit auf Seiten der Zuhörer, dann ungläubige Nachfragen, wenig später verhaltenes Kopfschütteln, schließlich Augenrollen. Wie bitte? Das Photon wird als einzelnes Teilchen durch einen Klick im Detektor registriert, soll aber beide Wege eines Interferometers durchlaufen und letztlich ein Interferenzmuster mit sich selbst erzeugt haben? Und zwei Photonen in einem seltsamen, „verschränkt“ genannten Zustand werden zu weit voneinander entfernten Parteien geschickt, deren Messergebnisse dann Korrelationen zeigen, die stärker sind als klassisch erlaubt? Ein Verdacht steht im Raum: Sind die Quantenphysiker nur besonders begabt darin, einfache Zusammenhänge mit mathematischen Formeln und unklaren Begriffen zu verdunkeln?

Auf dem gleichen Plenum, kurz vor Mitternacht im längst verlassenem Speisesaal. Die Mitglieder der jüngst gegründeten AG Gren-

zen der Quantentheorie führen eine lebhaft Diskussion. Welche Eigenschaften eines Teilchens sind überhaupt lokal realistisch, das heißt ohne Bezug auf einen möglichen Beobachter bestimmt? Wie kann man die „mehrals-klassischen“ Korrelationen „verschränkter“ Zustände verstehen? Welche Rolle spielt der Messprozess? Die hitzige Debatte lässt niemanden unbeteiligt:

„Du musst doch einsehen: Jedes abgeschlossene System hat eine unitäre Zeitentwicklung, und das Messproblem besteht, weil nicht klar ist, woher die postulierte Reduktion des Zustandsvektors und die Born’schen Wahrscheinlichkeiten kommen sollen!“

„Nein, durch die Dekohärenztheorie wird doch klar, dass die Nebendiagonalelemente auf einer so extrem kurzen Zeitskala verschwinden, dass man es nur noch mit einem klassischen Würfelproblem zu tun hat, und damit hast du doch auch keine Schwierigkeit!“

„Aber das ist keine Lösung! Konsequenterweise muss man behaupten, dass jede Verzweigungskomponente der Wellenfunktion des Sonnensystems oder sogar des Universums eine mögliche Realisierung darstellt und damit als gleichermaßen existent betrachtet werden muss!“



„Es ist skandalös, wie du eine quasi theologische ‚Existenz‘ postulierst, ohne eine messbare Größe anzugeben, über die man deine Behauptung falsifizieren könnte!“

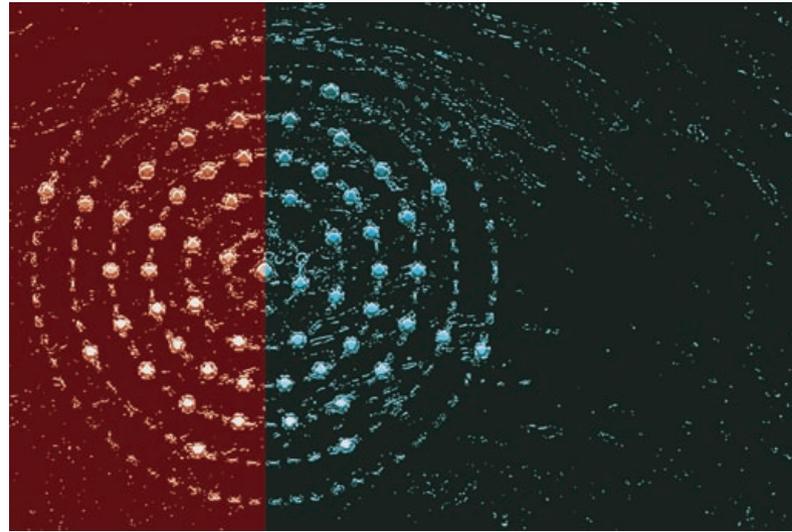
„Aber es muss doch gerade darum gehen, eine beobachterunabhängige Beschreibung der Dinge an sich zu finden. Ob ein Roboter die Messung macht, Schrödingers Katze oder eine Wissenschaftlerin mit selbstbewusster Kognition, das darf keine Rolle spielen. Die Reduktion der Wellenfunktion passiert ja schließlich nicht deswegen, weil ein Doktor der Physik das Messergebnis abliest. Der Mond ist doch auch da, wenn niemand guckt!“

Wie keine andere empirisch erfolgreiche Theorie vor ihr fordert die Quantentheorie dazu heraus, dass wir uns darüber Klarheit verschaffen, was überhaupt wissenschaftlich sagbar sein kann. Dabei ist die Quantentheorie seit ihrer Geburt vor mehr als hundert Jahren zu der schlechthin konkurrenzlosen Beschreibung der Welt der Atome und Moleküle geworden. Erst der Quantentheorie gelang es, den Aufbau der chemischen Elemente zu erklären und ihre Wechselwirkung mit elektromagnetischen Feldern zu beschreiben. Die Physik der Elementarteilchen ist ohne die Quantentheorie nicht denkbar, ebenso wenig die heutige Laser- und Chiptechnologie. Wir haben also keine Wahl: Wer die Welt verstehen will, muss die Quantentheorie kennen.

Grenzen des Verstehens

Aber wie kann man die Quantentheorie verstehen? Die AG Grenzen der Quantentheorie widmet sich dieser Frage, indem sie die Grenzen der Quantentheorie auslotet. Dabei geht es um Grenzen der Gültigkeit innerhalb der Physik, beispielsweise gegenüber der Allgemeinen Relativitätstheorie, die die Kosmologie regiert, aber auch gegenüber der klassischen Statistischen Physik. Darüber hinaus befasst sich die AG auch mit den Grenzen der Verstehbarkeit der Quantentheorie, insbesondere aus Sicht einer gebildeten Öffentlichkeit.

Die Mitglieder der AG beschäftigen sich mit dem Verständnis, das professionelle Anwender und Weiterentwickler heute von der modernen Quantentheorie haben. In einem Expertenworkshop zum Thema „Grenzen der Quantentheorie: Zufall und Realität“ ging es im April 2008 vor allem um die faszinierende Frage, welche Realität dem Quantenzustand und den messbaren Eigenschaften mikroskopischer Teilchen zuge-



schrieben werden kann. Mit anderen Worten: Ist der positive Spin in z-Richtung auch da, wenn niemand misst? Daran schloss sich die Frage an, welche Rolle der Zufall in der Quantentheorie spielt: Ist der Zufall lediglich ein pragmatisches Konzept, das wie in der klassischen Physik zur ökonomischen Beschreibung von Vielteilchensystemen verwendet wird, oder ist der Zufall grundsätzlicherer Natur, vielleicht sogar notwendig durch Informationstheorie und die Forderung bedingt, dass theoretische Vorhersagen experimentell messbar sein müssen?

Die Gedankenexperimente Bohrs und Einsteins aus den dreißiger Jahren des 20. Jahrhunderts sind heute Routine in quantenoptischen Laboratorien. Die AG arbeitet deshalb an einem Konzept, das es erlaubt, speziell die nichtklassischen Vorhersagen der Quantentheorie allgemein verständlich zu demonstrieren. Dieses Projekt wird federführend von Christine Silberhorn, Nachwuchsgruppenleiterin in der Max-Planck-Forschungsgruppe an der Universität Erlangen-Nürnberg, betreut und im Rahmen einer gemeinsamen Dissertation mit der dortigen Physikdidaktik realisiert. Traum der AG-Mitglieder: mit einem Experiment beim JA-Plenum alle anwesenden Mitglieder in Echtzeit zu Zeugen der Verschränkung zu machen – ungläubiges Nachfragen, Kopfschütteln und Augenrollen garantiert!

» Cord Müller

Geänderte Fassung, erschienen in 2007, Nr. 6

Aktivitäten:

2009/2010: Beteiligung am Bau eines Demonstrators, um das Verhalten von Quantenobjekten unter normaler Innenraumbeleuchtung und damit zur Beförderung der Didaktik der Quantenphysik zu beleuchten.

2010: Workshop zum Thema Quantenkohärenz. Experiment zur Verschränkung von Photonen über 140 Kilometer hinweg zwischen den Inseln La Palma und Teneriffa mit einem der größten Teleskope der Welt.



Rhythmus

Am Rhythmus zeigen sich der Charakter und die Disziplinenvielfalt der Jungen Akademie. Spiegelt er doch zum einen die unterschiedlichen Denkmuster und Fachkulturen sehr deutlich wider und berührt zum anderen den Charakter der Jungen Akademie selbst. Fünf Jahre existierte die Arbeitsgruppe Rhythmus, in der sich neun Mitglieder der Jungen Akademie um einen schwer fassbaren Begriff bemühten.

„Rhythmus ist der langsame Anteil des Klangspektrums unterhalb der Hörschwelle von 16 Hz“, sagt der Akustiker. „Rhythmus ist jede Serie diskreter Objekte in der Zeit“ wirft jemand ein. „Rhythmus ist die strukturierte kognitive Repräsentation von Folgen auditiver Objekte“, meint ein Musikpsychologe, „Rhythmus ist Periodizität“, ein anderer. „Rhythmus ist die Ordnung der Bewegung“, schreibt Plato. „Rhythmus ist Leben“, ruft der Esoteriker dazwischen – zum Ärger des Biologen, der der gleichen Ansicht ist. „Rhythmus ist ein Komplex aus Betonung, Metrum, Phrasierung und Harmonie“, sagt die Sprachwissenschaftlerin. „Rhythmus ist Redundanz“ und „Rhythmus ist alles, was nicht rauscht“, erklärt der Informationstheoretiker. „Rhythmus ist eine verstehbare Abfolge“, meint der Hermeneutiker. „Rhythmus ist ein periodisches akustisches Muster im Zeitbereich willkürlicher Bewegung“, sagt die Gehirnforscherin. „Rhythmus ist die Entstehung einer Bewegungsillusion an unbewegten Objekten“, weiß der Kunstwissenschaftler.

Fraktionen bilden sich: Die naturwissenschaftlich Sozialisierten beharren auf einem nüchtern deskriptiven Rhythmusbegriff, der all das umfasst, was weder Einzelereignis noch Kontinuum ist. Die Gegenpartei kämpft um den ästhetischen Überschuss, den das Alltagswort „Rhythmus“ mit sich führt: die Vorstellung von

Ordnung, Gestalt oder gar Schönheit; den Traum von Mühelosigkeit, die vagen Glücksversprechen. Ausgerechnet da kann die Logistik-Ingenieurin ansetzen, denn Rhythmus bedeutet für sie das Glück optimaler Auslastung, die niemals stotternde Maschine. Die Musikalischen beharren ihrerseits auf klarer Abgrenzung von Metrum, Takt und Puls. Die Biologen und Neurologen erklären sich zuständig für Frequenz und Oszillation. Der Literaturwissenschaftler wollte eigentlich über Jambus und Trochäus sprechen. Die Musiker setzen auf den diskreten Charme von *shuffle* und *groove*. Die Schwarmintelligenzler, Kalamitätenexperten und Applausforscher konspirieren, um das Thema Synchronisierung auf die Tagesordnung zu setzen. Die Chaos- und Spieltheoretiker stehen noch im Stau.

Der Begriff Rhythmus, so viel wird deutlich, ist das Objekt vieler Begierden – wissenschaftlicher und weniger wissenschaftlicher. Er verspricht den in ihren Jagdrevieren verschanzten Spezialisten eine anthropologische Integration ihrer Fragen: Rhythmus ist im Kern ein wahrnehmungspsychologischer Begriff, der Perzeption, Kognition, Emotion und Körpergefühl ins Spiel bringt. Letzteres macht ihn zusätzlich interessant für Wissenschaftler, die zwar viel über „*embodied cognition*“ sprechen, aber selten erkennen lassen, dass sie damit selbst auch gemeint sein könnten. Rhythmizität ist ferner eine Eigenschaft kultureller Praktiken, und zwar keineswegs nur explizit künstlerischer wie der Dichtung und der Musik. Mehr noch, rhythmische Praktiken sind Schlüssel zu sozialem Verhalten, da sie ein effizientes Mittel darstellen, die Mitglieder einer Gruppe zu synchronisieren. Das macht sie attraktiv für Kulturwissenschaftler, aber auch für Verhaltensforscher, die ihre Richtmikrophone auf trommelnde Bonobos oder die *social mobbing calls* der Totenkopffaffen richten. Auch die menschlichen *mobbing calls*, die aus den Fußballarenen der Welt aufsteigen, sind längst zum Objekt seriöser Forschung geworden. Gegenstand der Rhythmologie ist schließlich die Stimme. Komplexer Stimmapparat und spezifische Rhythmusintelligenz gehören beim Menschen zusammen. Rhythmisch ist daher auch das, was die Stimme zumeist produziert:

Rhythmus

unser soziales Zentralorgan, die Sprache. Da das Denken jederzeit in Sprache eingebettet ist, hat auch unsere Kognition rhythmische Züge.

Der Begriff Rhythmus schreit also geradezu nach der Gründung interdisziplinärer Arbeitsgruppen, in denen die Vertreter der Spezialdisziplinen versuchen können, ihre Stimmen zu einem weit tragenden wissenschaftlichen Hordenruf zu synchronisieren. Zu dieser Konjunktur trägt nicht wenig der Einfluss der kognitiven Neurowissenschaften bei, die seit einigen Jahren mit Macht auf die Erforschung des „sozialen Gehirns“ drängen, das heißt auf die Erforschung derjenigen Prozesse, „die nur in Gruppen entstehen oder für die Interaktion in der Gruppe besonders bedeutsam sind, also kulturelle Errungenschaften wie Moral, Religion und Recht, Kunst und Musik“ (David Linden). Die Grundlage dieser kulturellen Errungenschaften, die Vereinbarung schlechthin, die reine Form des Sozialen ist aber die Zeit. Und der Begriff Rhythmus ist zunächst nichts anderes als ein zwar unscharfer, aber alter und prestigeträchtiger Name für das Bild, das sich Menschen von zeitlichen Prozessen machen. Altgriechisch *rhythmós* scheint so etwas bezeichnet zu haben wie die Gestalt bewegter Dinge: den Wellengang des Meeres, den Faltenwurf eines Gewands, die scheinbar fließende Kontur einer Vase.

Es überrascht daher wenig, dass sich eines Tages am Rande einer JA-Zeremonie eine Neurowissenschaftlerin, ein Komponist und ein Literaturwissenschaftler verabredeten, eine Arbeitsgruppe zum Thema „Rhythmus“ ins Leben zu rufen; eine Arbeitsgruppe, die genau fünf Jahre Bestand hatte und in dieser Zeit Mitglieder aus den unterschiedlichsten Disziplinen anzog. Gemeinsam fanden sie heraus, dass der Begriff Rhythmus nicht nur Faszination, sondern auch den Keim der Verzweigung in sich trägt: Zu disparat sind die Zeiterfahrungen, die die unterschiedlichen Disziplinen konstituieren, zu leer ist die Abstraktionsebene, auf der ein Hexameter, eine feuernde Nervenzelle und eine Klimakurve vergleichbar werden, zu tückisch sind die Ebenenwechsel, die unterlaufen, wenn man mit

einem oszillierenden Denkkapparat im Medium eines rhythmisch organisierten Symbolsystems über Rhythmizität als solche nachdenkt.

Die Gruppe fand auch heraus, dass sie mit dem Begriff Rhythmus ein Organisationsprinzip ihres eigenen Arbeitens (in diesem Fall der Jungen Akademie) zum Thema gemacht hatte: Diese Akademie ist ja eine Art wissenschaftliche Wanderdüne, die sich selbst innerhalb von fünf Jahren komplett umschichtet. Sie entfaltet dadurch eine bemerkenswerte Dynamik, betont aber auch ein Prinzip der gegenwärtigen deutschen Wissenschaftskultur: die Zeitnot. Die Durchmischung der Disziplinen, der beschleunigte Generationenzyklus, die Mobilisierung der über einen weiten Raum verstreuten Mitglieder, der soziale Stress in einer sich ständig verändernden Gruppe – all dies sind Faktoren, durch die die Junge Akademie Beschleunigung institutionalisiert. Musiker wissen: Um bei verschärftem Tempo die Synchronie zu wahren, kann es hilfreich sein, den Rhythmus zu betonen – allerdings nur bis zu einem gewissen Punkt.

» Martin von Koppenfels



Selbstorganisation

Arbeitsgruppen haben sich als Organisationsform der thematischen Arbeit in der Jungen Akademie bewährt.

Fest etabliert sind zudem die Plenarsitzungen dreimal im Jahr. Der Gestaltung der Kooperation, etwa in Sommerschulen und Workshops, sind keine Grenzen gesetzt: Die Junge Akademie ist in der Wahl ihrer Arbeitsformen grundsätzlich frei.

Was die AG Selbstorganisation als Methodenangebot für einen transdisziplinären Wissenschaftsdiskurs diskutierte, erscheint der Französin als ein Wort, über das man leicht stolpern kann: Es ist zwar einfach zu verstehen, aber schwer zu übersetzen. Man denkt an „autogestion“ und an das „lycée autogéré“ in der Pariser Peripherie, in das „problematische“ Schüler geschickt werden, häufig kluge, kreative und manchmal etwas wirre Leute. Kurz: „autogéré“ ist kein attraktiver Begriff.

Bei der Jungen Akademie – das wird sofort klar – entfaltet sich Selbstorganisation aber nicht als Therapie, sondern bildet die positive Grundlage der Freiheit, die die Mitglieder genießen. Sie antwortet auf Fragen wie „Was wollen wir? Wie machen wir es? Und wer macht es?“, indem sie Ämter mit Leben füllt: vom „Kassenwart“ bis zur „Sprecherin“ – Posten, die vorwiegend aus Konzernberichten bekannt sind. Im universitären Selbstverwaltungsvokabular ist eher von „Präsident“ und „Strategischem Controlling“ die Rede.

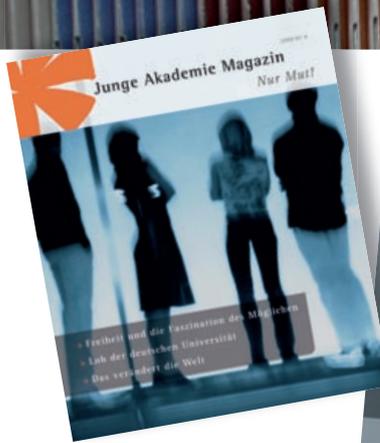
Dagegen nun die Junge Akademie, in der sich alle duzen. Der erste Brief ist von einer jungen Frau signiert, die man als Neuling spontan für die „Chefin“ hält – aber weit gefehlt: Auch sie ist ein Mitglied, und die sonst gewohnten Hierarchisierungen greifen nicht. Dann gibt es ein Plenum (auch das ist aus der Uni kaum bekannt) an einem runden Tisch mit Mikrofonen, wie in der UNO, beeindruckend. Einzig der Mitgliederprospekt in Form eines Panini-Albums sorgt für den Überblick und zeigt: Die am meisten sprechen sind die „Vorstandsmitglieder“. Als die Leiterin der Geschäftsstelle mit einigen anderen netten Leuten das Plenum kurz verlässt, weil der Vorstand offen über ihre Arbeit beraten will, wird klar: Es gibt quasi zwei Familien in der „JA-Family“ – die Mitglieder und die Geschäftsstelle, mit dem Vorstand sogar drei.

Die Geschäftsstelle ist der ruhige Fels, gegen den die über den Vorstand laufenden Initiativen anbränden. Deren Ausmaß versteht erst, wer selbst im Vorstand sitzt. Hier absolvieren „Finanzministerin“, „Außenminister“, „Sprecherin“ und andere Mitglieder zahllose Sitzungen und Telephonkonferenzen. Über das Technische hinaus (beispielsweise wird der Vorstand gewählt) gibt es viel „Informelles“ zu lernen: Man bemerkt, dass der Vorstand tatsächlich wichtig ist und an der Quelle aller Informationen sitzt. Damit er gut arbeiten kann, ist vor allem die Harmonie unter den Beteiligten wichtig. Viele Sachfragen werden von der Geschäftsstelle vorgearbeitet; auch hier sind eine gute Beziehung und eine sorgfältige Organisation der gemeinsamen Sitzungen die Grundlage der erfolgreichen Arbeit. Mangelnder Respekt etwa führt zwangsläufig zu Ärger und ist damit schlecht für die Selbstorganisation. Am Schluss steht auch fest: Selbstorganisation ist anstrengend.

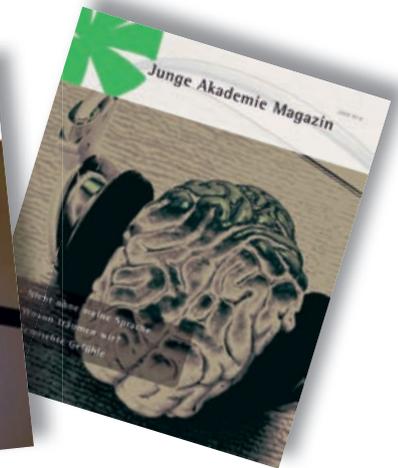
Das alles kann man in der Jungen Akademie auf fast spielerische Weise lernen und vieles in die „wirkliche“ Arbeitswelt mitnehmen: Ein Gefühl für die Macht und Ohnmacht eines Vorstands, für die Rolle des Vorstandssprechers, für die Bedeutung einer gut funktionierenden Geschäftsstelle und einer strukturierten und gut moderierten Sitzung. All das „nicht in echt“ gelernt zu haben, wie die Kinder sagen, sondern in der Jungen Akademie, das ist ein großes Geschenk für das berufliche Leben.

» Bénédicte Savoy, Klaus Oschema





Titelblätter





Üeberraschung

Es ist keine Übertreibung (die hier folglich als Stichwort überhaupt nicht überzeugen könnte), wenn man die Junge Akademie als wahren Hort der Überraschungen bezeichnet. Das kann im Moment der Zuwahl beginnen („Wie, ich soll Mitglied werden?“), sich beim Kontakt mit der akademischen Umwelt fortsetzen („Was ist die Junge Akademie?“) und bis zum Engagement innerhalb des Akademie-Lebens reichen („Warum soll ich diesen Beitrag verfassen?“) ...

Manche dieser Überraschungen sind beiläufige Kollateralschäden der expandierenden Bildungswelt: Wer kennt zwischen Exzellenzinitiative und Europäischem Forschungsrahmenprogramm schon alle Institutionen und ihre Funktionen? Systemisch wichtig ist die Überraschung dagegen für das Innenleben der Jungen Akademie und die kreativen Effekte, die das Aufeinanderprallen verschiedener Disziplinen mit sich bringt: Wo sonst wird man als junger Historiker mit Ausführungen zur Gesundheitsvorsorge der gemeinen Hausameise konfrontiert? Wo sonst erhalten Geisteswissenschaftlerinnen aus erster Hand detaillierte Ausführungen über die ebenso faszinierende wie spontan unzugängliche Welt der Quantenphysik (siehe Buchstabe Q)? Wo sonst bringt der Kontakt von Wissenschaft und Kunst Ideen hervor, die auf den ersten Blick abwegig, dann aber brillant originell erscheinen – wie etwa den Gedanken, die Abläufe in einer Fabrik als Töne und Klangmuster zu fassen, um über die Wahrnehmung von Harmonie und Disharmonie den Produktionsvorgang nicht nur darzustellen, sondern sogar noch zu optimieren?

Überhaupt stehen Klänge immer wieder im Zentrum des Nachdenkens. So lassen sich die Schwingungen von Wassermolekülen (siehe

Buchstabe W) in den hörbaren Bereich transponieren – und führen damit vielleicht zu neuen Erkenntnissen über diesen paradox erscheinenden Stoff. Erst jüngst wurde die AG Klang(welten) gegründet, die sich der Bedeutung des Klangs für Mensch und Kultur widmet.

In einer Zeit, in der „Inter“- schon längst durch „Trans“-Schlagwörter ersetzt sind, ohne dass deren Bedeutung immer ganz klar wäre, öffnen solche Begegnungen die Augen. Dabei müssen sie nicht immer gleich zum Erschließen neuer Wege und Forschungsfelder führen: Es ist auch hilfreich und weiterführend, wenn beim gemeinsamen Nachdenken Unvereinbarkeiten oder Differenzen festgestellt werden. So ging die AG Selbstorganisation der Frage nach, inwiefern das namengebende Konzept eine Brücke zwischen den Naturwissenschaften – denen es ursprünglich entstammte – und den Geistes- und Sozialwissenschaften schlagen könnte, in die es zumindest als Begriff am Ende des letzten Jahrhunderts verstärkt übernommen wurde. Dabei wurde deutlich, dass der Import von Begriffen für die Herstellung einer Basis für die transdisziplinäre Diskussion bei weitem nicht ausreicht.

Stets eröffnen solche konstruktiven Debatten neue Horizonte: Im universitären Alltag stehen nur zu häufig schon am Beginn von Forschungsvorhaben Anträge, die so detailliert und ausgearbeitet sind, dass sie überraschenden – und damit originellen – Ergebnissen kaum noch eine Chance lassen. Der Freiraum der Jungen Akademie bietet hier seit zehn Jahren ein bedeutendes Gegengewicht – ganz im Zeichen der Überraschung und Kreativität.

» Klaus Oschema



Verwandlung

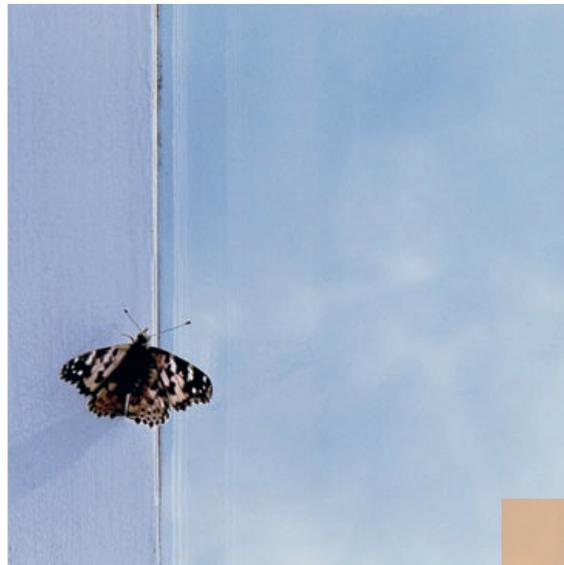
„Vorher war ich eine graue Maus, jetzt bin ich ein Vamp“, so beschrieb scharfzünftig ein ehemaliges Mitglied der Jungen Akademie seine Entwicklung im Laufe von fünf Jahren. Dies ist wohl kaum repräsentativ, und so bleibt die Frage: Welche Verwandlungen bewirkt die Junge Akademie? Denn das ist doch letztlich ihr Ziel.

Die Junge Akademie wurde 2000 als Experiment begründet, mit dem Anspruch, mittelfristig eine substantielle Anzahl von Wissenschaftlerinnen und Wissenschaftlern zu verwandeln, indem man sie fünf Jahre lang, im Flaschenhals ihrer Karriere, interdisziplinären Winden aussetzt und zum Dialog mit der Gesellschaft ermutigt. Inzwischen sind wir bei einer Zahl von $n=120$; und das ist für Primaten-Experimente gar nicht so schlecht. Doch das Ergebnis ist schwer zu beurteilen, denn wie stets in der Jungen Akademie fällt das Bild nicht einheitlich aus. Letztlich war dies zu erwarten: Zu unterschiedlich sind die Voraussetzungen, zu unterschiedlich die Art und Weise, in der man sich dem potentiellen Wirkfaktor aussetzt. Es wäre eigenartig, wenn man sich im Laufe von fünf Jahren nicht verändert, in einem der intensivsten Abschnitte, die eine wissenschaftliche Laufbahn zu bieten hat. Doch ist zunächst völlig unklar, welcher Anteil dieses Wandels zulasten der Jungen Akademie gehen mag. Fragen wir die Mitglieder selbst.

Mehr Distanz und mehr Humor

Mehr (wohltuende) Distanz zur eigenen Disziplin; mehr Unabhängigkeit vom Konkurrenzgehebe im Fach; mehr Kreativität und Humor im Umgang mit dem Wissenschaftsbetrieb – oder Wissenschaftstheater? Theoretische und methodische Horizonterweiterung. Mehr Beschei-

denheit angesichts der geballten Kompetenz um sich herum, aber auch: mehr Selbstbewusstsein angesichts dessen, dass sogar die Besten nur mit Wasser kochen. Neue, unersetzliche Freundschaften. Ein neuer Blick auf das alte Haus am Gendarmenmarkt, aber auch ein neuer Blick auf die Vereinbarkeitsfrage: Erstaunen



darüber, wie viele Mitglieder sowohl Karriere als auch Familie meistern. Mehr Klarheit über die wissenschaftspolitischen Herausforderungen und über Chancen und Grenzen der Möglichkeiten zur Einflussnahme. Die verblüffende Erfahrung, dass die eigene Meinung ganz neues Gewicht erhält, allein durch die Mitgliedschaft in der Jungen Akademie: Das ist für die einen beklemmend, für die anderen beflügelnd. Personen in Wirtschaft, Politik und Wissenschaft, mit denen man immer schon reden wollte, rücken in greifbare Nähe. Verwandeln solche Erfahrungen? Können sie folgenlos bleiben?

Das ist eine Auswahl von Antworten auf die Frage nach der Verwandlung, die Mitglieder in der Jungen Akademie erfahren haben. Daneben kann man sich fragen, ob die Junge Akademie die wissenschaftliche Landschaft selbst verwandelt – über den Effekt auf Individuen hinaus. Ist die Junge Akademie, allein durch ihre Existenz, ein Faktor geworden, der andere Institutionen zum Wandel herausfordert? Sprechen wir einmal nicht von den anderen Jungen Akademien, die mittlerweile gegründet wurden; dazu ist unter Buchstabe Y mehr zu lesen. Sprechen wir von – pardon – Alten Akademien, exzellenten Universitäten und Groß-Institutionen wie DFG, Helmholtz-Gemeinschaft und Hochschulverband. Verwandlung scheint deutlich zu hoch gegriffen. Man nimmt die Junge Akademie zur Kenntnis: mal mehr, mal weniger; mal stirnrundelnd, mal wohlwollend; manchmal sogar mit Neid ob ihrer Freiheit und der fehlenden Silberrücken-Mentalität. Aber ob dies zum Wandel eingeschliffener Routine führt (und ob Letzteres überhaupt wünschenswert wäre), bleibt fraglich.

Fraglich bleibt weiterhin, wie sich die Junge Akademie selbst verwandeln wird, in ihrer Metamorphose vom Projekt zur Institution. Schon vor einiger Zeit sinnierte ein ehemaliges Mitglied, die Junge Akademie sei eine Akademie junger Wissenschaftlerinnen und Wissenschaftler geworden. Ist das nun gut oder schlecht? Unbestritten bleibt, dass wir (zumindest von außen betrachtet) wenig Revolutionäres betreiben. Denn wo landeten wir mit unserer grenzenlosen Freiheit? Bei Arbeitsgruppen und Plenarsitzungen, bei einer Geschäftsstelle und einer halbjährlichen Hochglanzbroschüre, bei Festveranstaltungen, Podiumsdiskussionen, Stellungnahmen, Konferenzen und Sommer Schulen. Bei Sammelbänden. Auch bei theatralen Installationen, aber das gehört ja inzwischen zum guten Ton. Haben wir uns bereits jetzt verwandelt von dynamischem Draufgänger zum behäbigen Bequemlichkeit?

Lustvolle Kür akademischer Existenz

Doch bleiben wir gerecht. Namen sind Schall und Rauch, und was zählt, ist der Inhalt – nicht nur im Fall der Hochglanzbroschüre. Die Junge Akademie demonstriert immer wieder, wie kurzweilig zweitägige „Plenarsitzungen“ sein können; wie viel intellektuelle Anregung aus dem abgegriffenen Format „Konferenz“ herauszuschlagen ist; und wie eine „Festveranstaltung“ tatsächlich mehr Fest als Veranstaltung wird. Geradezu sub-

versiv werden die angestaubten Instrumente des Vereinsdaseins verwandelt in die lustvolle Kür einer akademischen Existenz.

Zweifellos haben sich das Selbstverständnis und die Interessenschwerpunkte der Jungen Akademie seit ihrer Gründung verändert. Und genau das ist ihr Programm: Jede neue Generation der Jungen Akademie trägt zum permanenten Wandel bei. Die ständige Rotation der Mitglieder führt dazu, dass dieselben Fragen zu Struktur und Inhalt der Jungen Akademie immer wieder aufs Neue verhandelt werden. Für unsere Geschäftsstelle ist dies zuweilen ermüdend, und es zuckt ihren Mitarbeitern in den Fingern, die Debatte durch Verweis auf das eine oder andere Protokoll von vor sechs Jahren abzukürzen. Sie tun es dann aber doch nicht. Denn weil immer wieder neue Personen diskutieren, kommt es durchaus – nicht immer, aber doch häufig – zu neuen Ergebnissen. Kein Wunder also, dass der Ausgang des Experiments nicht zu beurteilen ist. Neben der Heterogenität der untersuchten Population ist der Wirkfaktor selbst einem ständigen Wandel unterworfen.

Angesichts dieser umfassenden Plastizität ist es überraschend, dass sich ein Aspekt der Jungen Akademie nicht maßgeblich zu verändern scheint, und das ist die vorherrschende Kultur des Miteinander: Der gegenseitige Respekt und ein ehrliches Interesse an der Kompetenz des anderen; sachbezogene Debatten, in denen die Ellenbogen weniger zählen als die Argumente; Freude über unerwartete Berührungspunkte. Diese Atmosphäre aufrecht zu erhalten ist vielleicht der bemerkenswerteste Erfolg der Jungen Akademie – mit Sicherheit ist es eine Erfahrung, die alles andere als selbstverständlich ist und von vielen Mitgliedern hervorgehoben wird. Wer sich auf eine solche Gesprächskultur einlässt und sie zu schätzen lernt, nimmt Verwandlung unweigerlich in Kauf. Und wäre dies das einzige Ergebnis der Jungen Akademie: Das Experiment hätte sich gelohnt.

» Karin Nickelsen



Wasser

Keine Flüssigkeit ist so anomal wie Wasser. So erreicht es bei vier Grad Celsius seine größte Dichte, und zu Eis gefroren schwimmt Wasser auf der Wasseroberfläche. Zahlreiche Eigenschaften und Prozesse sind noch ungeklärt. Mehr Erkenntnisse versprechen Untersuchungen von Wasser und wässrigen Lösungen in winzigen Räumen, wie etwa in Wolkentropfen oder Emulsionen. Dass hierbei interdisziplinäres Arbeiten enorme Fortschritte ermöglicht, zeigt eine folgenreiche Begegnung.

Als Atmosphärenforscher und Chemiker Thomas Koop, Alumnus der Jungen Akademie, in einem Vortrag seine Arbeiten über

Wassertropfen in Wolken erwähnte, kam das der Chemikerin Katharina Landfester, damals in der Jungen Akademie, merkwürdig bekannt vor. Sie forschte an der Universität Ulm auch über Wassertropfen, allerdings in Emulsionen: „Die Mechanismen und Phänomene sind äußerst ähnlich. Aber wir kannten nicht die Arbeit des anderen.“ Schnell erwuchs die Frage: „Wie können wir unser Wissen gemeinsam nutzen?“ Die AG Wasser war geboren.

Naturwissenschaftliches Ziel ist es, diejenigen Parameter zu erkennen, die für die untypischen Eigenschaften von Wasser in sehr kleinen Räumen verantwortlich sind. Erste interdisziplinäre Ergebnisse liegen vor: Um die Eisbildung in der Wolke exakt zu verstehen, braucht Thomas Koop gleich große Wassertropfen von wenigen Nanometern Durchmesser. Solche Tropfen zu präparieren, ohne dass sie aufgrund ihrer Winzigkeit

sofort verdampfen, war ihm bisher unmöglich – nicht so für Katharina Landfester. Sie hat Wassertropfen, wie sie in ihrer Zusammensetzung in der Wolke vorkommen, in Nanometer-Größe geschaffen und in Emulsionen eingebettet. „Die Tropfen verhalten sich erstaunlich ähnlich wie in der Wolke und lassen Aussagen über die Prozesse in der Atmosphäre zu“, so Thomas Koop.

Neben dem naturwissenschaftlichen Schwerpunkt knüpften die AG-Mitglieder Kontakte zu Musik. „Welche Töne stecken in Wassermolekülen?“ lautete die Leitfrage. Herausgekommen ist bei dem transdisziplinären Unterfangen eine Partitur von der Größe eines Plakats.

Wassermoleküle schwingen und rotieren, bei hoher Temperatur schnell, bei sinkenden Graden langsamer. Die Wissenschaftler haben nun die Frequenzen dieser Schwingungen so weit heruntertransformiert, bis sie für das menschliche Ohr hörbar sind. Erleichternd kommt hinzu, dass Wassermoleküle sich ähnlich verhalten wie die Saiten einer Geige und daher wohlgeordnete Töne erzeugen. Die Schwingungen der Moleküle können somit Tönen zugeordnet werden; je nach Intensität der Schwingung sind es hohe oder tiefe Töne. Die Rotation der Wassermoleküle schlägt sich in Rhythmen nieder. Rotieren die Moleküle langsam, werden langsame Rhythmen hörbar, bei schneller Rotation entsprechend schnelle. Damit werden zu einem Wassermolekül bei einer bestimmten Temperatur und einem bestimmten Druck ein Ton und ein Rhythmus wahrnehmbar. Katharina Landfester: „Wir haben alles aus der Chemie genau umgerechnet, um wissenschaftlich exakt zu arbeiten.“

Die Partitur wurde im Rahmen der „Enzyklopädie der Ideen der Zukunft“ im Juli 2005 in Ulm aufgeführt. Darüber hinaus entstand die Ausstellung „Wasser – kann man Wolken hören?“ – in Kooperation mit der Universität Bielefeld, der Universität Ulm, dem Musiklabor München und der Gruppe Experimentelle Musik und Kunst Universität Ulm (EMU).

» Uschi Heidel

Gekürzte und ergänzte Fassung aus 2005, Nr. 1



X Jahre



Young Academies

Am Anfang war das Experiment. Zwei deutsche Wissenschaftsakademien mit langer Tradition erkannten die Zeichen der Zeit und beschlossen, zur Förderung des wissenschaftlichen Nachwuchses etwas Neues und Ungewöhnliches zu versuchen. Selbstbestimmung und Freiraum für junge Forscher mitten in ihrer arbeitsintensivsten Karrierephase sollten Kreativität und innovative Ideen anfeuern. Als die

mit De Jonge Akademie in den Niederlanden eine vergleichbare Nationalakademie junger Wissenschaftler gegründet. Der Erfahrungsaustausch untereinander gehört seither zum Alltag der beiden jungen Arbeitsakademien.

Rund 40 Initiativen zur Gründung von Jungen Akademien gibt es aktuell allein in Europa. Alle haben den gesellschaftlichen Wert vor Augen, den ein kreativer wissenschaftlicher Nachwuchs bringt. Fortschritt durch Verjüngung, Erneuerung, Perspektivenvielfalt, Dynamik und Kritik sind alten Akademien ein Anliegen, nicht zuletzt um ein angestaubtes Image der Institutionen in der Gesellschaft restlos abzuschütteln. Der kreative Dialog zwischen den Generationen in der Wissenschaft und das lebendige Gespräch zwischen Wissenschaft und Gesellschaft sind Ziele, die mit den Gründungen Junger Akademien angestrebt werden. Noch sind die Pläne nicht überall konkret. Es fehlt meistens an Geld, jedoch nicht am Willen. Der Rat der Jungen Akademie ist gefragt. „Wir stehen international im Gespräch mit vielen Nationalakademien, die ähnliche Gründungen vorhaben“, sagt Hildegard Westphal. Darüber hinaus will der Dachverband der europäischen Akademien der Wissenschaften ALLEA mit Hilfe der Jungen Akademie das Projekt „European Young Academy“ umsetzen.

Denkanstöße über Grenzen hinweg

Internationale Beratung für die Schaffung von Strukturen ist eine Sache. „Was uns viel mehr interessiert, ist die inhaltliche Zusammenarbeit von Jungen Akademien“, betont Hildegard Westphal. Deshalb reisen die Mitglieder der Jungen Akademie zu vielen zusätzlichen internationalen Workshops in London, Madrid, Wien oder sogar China und berichten von ihren Erfahrungen: „Wir wollen weltweit sichtbar werden und die persönlichen Kontakte knüpfen“, so Hildegard Westphal. Das dient der längst international ausgerichteten wissenschaftlichen Arbeit der Jungen Akademie. Arbeitsgruppen wie Minderheiten, Klima & Kultur oder Grenzen der Quantentheorie widmen sich globalen Problemen.



Junge Akademie 2000 ins Leben gerufen wurde, war sie die erste ihrer Art und eine Wette auf die Zukunft. Inzwischen wird die Gründung einer unabhängigen Global Young Academy vorangetrieben.

„Mittlerweile sind wir weltweit als Erfolgsmodell aufgefallen“, berichtet die Geologin Hildegard Westphal, Vorstandsmitglied der Jungen Akademie, vom Meeting der Vereinigung All European Academies (ALLEA) in Madrid 2009. Nach deutschem Vorbild wurde bereits 2005

Das Programm für das Jubiläumssymposium zum zehnjährigen Bestehen richtet den Fokus bewusst auf Themen, die internationale Zusammenarbeit in der Wissenschaft fordern: Klimaveränderung und Verantwortung, die Relevanz von Geschichtswissen für moderne Gesellschaften, neurowissenschaftliche Forschung oder Menschenrechte. Mit der aktiven inhaltlichen Beteiligung von Mitgliedern aus der niederländischen De Jonge Akademie und der österreichischen Jungen Kurie sucht die Junge Akademie gezielt neue Impulse für europäische Lösungsansätze und trägt Denkanstöße über nationale Grenzen hinweg. Garant für Perspektivenvielfalt in den Diskussionen anlässlich des Jubiläums sind auch die internationalen Gäste aus zahlreichen europäischen Nachwuchsförderinstitutionen.

Es ist ein Markenzeichen der Jungen Akademie, dass sie strukturelle Probleme und Formalien sehr schnell und pragmatisch abarbeitet, um Zeit für die fachliche Diskussion zu haben. Exzellenter und kreativer Ideenaustausch und Horizonterweiterung in der Wissenschaft – dafür wurde die Junge Akademie geschaffen, das ist ihr innerstes Anliegen und das hat sie immer im Blick. „Wissenschaft war noch nie an Grenzen gebunden“, sagt Hildegard Westphal. Allerdings brauchen vor allem Nachwuchswissenschaftler Grenzen überwindende Plattformen für Austausch und Begegnung, um der schließlich Grenzen sprengenden Kraft wissenschaftlicher Neugier einen freien Raum zu geben.

Die Gründung einer unabhängigen Global Young Academy ist auf diesem Weg ein folgerichtiger Schritt. Der Entwicklungsökonom Tilman Brück, Vorstandsmitglied der Jungen Akademie, stieß diese Entwicklung im September 2008 gemeinsam mit rund 40 internationalen Nachwuchsforscherinnen und Nachwuchsforschern auf dem jährlichen Treffen des World Economic Forums in der chinesischen Stadt Tjanjin an. „Exzellente junge Forscher teilen jede Menge Enthusiasmus für die Wissenschaft und damit letztlich für eine bessere Welt“, sagt Tilman Brück. Er fügt hinzu: „Damit alle Gesellschaften dieses Potential nutzen können, kommen wir an internationalen Strukturen nicht mehr vorbei.“ Schon das erste Statement in China zur Gründung einer unabhängigen Organisation für die internationale Kooperation des wissenschaftlichen Nachwuchses überzeugte das InterAcademy Panel on International Issues (IAP).



Eine Globale Akademie Junger Wissenschaftler könne Kapazitäten und Energien für weltweite Forschungsprogramme freisetzen, Zugang zur Internationalität für nationale Wissenschaft sein und beratend in die Gesellschaften zurückwirken – so lauten die Erwartungen.

Eine starke Stimme weltweit

Mit der Unterstützung des IAP und der Deutschen Nationalakademie Leopoldina organisierte die Junge Akademie den Workshop „Founding the Global Young Academy (GYA)“ im Februar 2010 in Berlin, um die Gründung konkret voranzutreiben. In nur zwei Tagen einigten sich die jungen Wissenschaftlerinnen und Wissenschaftler aus aller Welt auf einen Fahrplan, ein Team, das ihn umsetzen wird, sowie auf allgemeine Prinzipien für ein zukünftiges Selbstverständnis: Man will eine starke, unabhängige und exzellente Stimme für junge Wissenschaftler in aller Welt werden.

Eine Europäische oder Globale Junge Akademie wird am Ende immer mehr sein als eine Institution mit festgelegtem Programm. Dafür sorgt vor allem das Engagement der Jungen Akademie. Hildegard Westphal betont immer wieder, was die Junge Akademie zum erfolgreichen Modell für die Generierung von innovativen Ideen gemacht hat: „Wir haben keine Agenda!“ Auch werden die Neugründungen immer mehr sein als ein virtuelles Netzwerk, denn „nur in der frei verfügbaren Zeit, die wir wirklich miteinander verbringen, entsteht auch international das wirklich Neue“.

» Bettina Mittelstraß

Zwischenbilanz



Fotos: Ulrich Dahl

Im Jahr 2010 wird es zum ersten Mal in der Geschichte der Jungen Akademie keine personelle Überlappung zwischen der ersten Mitgliedergeneration und den derzeit aktiven Mitgliedern mehr geben: Der Jahrgang 2005, der 2010 ausscheidet, sah die Gründungsmitglieder immerhin noch als werdende Alumni an der Festveranstaltung. In einem Gespräch trafen zwei Mitglieder der ersten Generation auf derzeit aktive Mitglieder der Jahrgänge 2008 und 2009. Unterschiedliche Ansichten zeugen von den Gestaltungsmöglichkeiten der Mitglieder, welche die Junge Akademie immer wieder „neu erfinden“. Zugleich sind die grundlegenden Ziele aber ähnlich geblieben: Auch in Zukunft geht es darum, den Freiraum zu bewahren, ohne Erfolgsdruck kreativ ungewisse Wege auszuprobieren – und dabei sichtbar zu bleiben. Ein Gespräch über interne Debatten, öffentlichen Dialog und die Zukunft der Jungen Akademie.

Für die 20 Gründungsmitglieder war der soziale Druck sich einzubringen groß. Wie stark identifizieren sich heute die Mitglieder mit der Jungen Akademie?

Engelen: Für die Gründungsmitglieder war ganz klar: Es gibt den Rahmen, der zu schaffen ist, und die Mitglieder. Und wenn diese nichts tun, dann bleibt die Institution eine leere Hülle.

Hofstetter: Die Gründungsmitglieder haben sich vermutlich mehr damit auseinandergesetzt, wie und in welchen Formen sie die Idee der Jungen Akademie verwirklichen können. Wer heute

Mitglied wird, trifft auf eine Institution mit bestehenden Arbeits- und Umgangsformen; da gibt es weniger Zwang zur grundlegenden Reflexion. Es ist schon etwas anderes, wenn man ein Haus baut, als wenn man sich, wie wir heute, fragt, ob neue Bilder aufgehängt oder eine Wand versetzt werden soll. Die Identifikation der Mitglieder mit der Jungen Akademie ist aber nach wie vor stark.

Fühlt man sich als Bewohner dieses Hauses oder eher als Gast?

Hofstetter: Die meisten fühlen sich klar als Wohngemeinschaft. Es gibt aber auch einige, die sich eher als Gast fühlen und die Junge Akademie als eine Institution verstehen, die Angebote macht, die man annimmt oder ablehnt. Das ist aber doch die Minderheit.

Schollwöck: Ich frage mich, ob die Junge Akademie gewissermaßen Opfer ihres Erfolgs geworden ist. Als wir anfangen, war die Junge Akademie unbekannt. Die Mitgliedschaft war sogar ein eher negativ besetzter Punkt im Lebenslauf, während die Junge Akademie heute extrem etabliert ist. Das zieht vielleicht auch Menschen an, die diese Institution nicht in erster Linie mitgestalten, sondern einfach den Titel „Mitglied der Jungen Akademie“ mitnehmen wollen.

Steger: Als noch junges Mitglied – aus dem Zuwahljahrgang 2009 – merke ich, dass die Identifikation mit der Gruppe zwar Zeit braucht; ich erlebe aber eine sehr offene Atmosphäre. Es wird einem leicht gemacht, aufzuspringen und mitzufahren sowie in die Gestaltung einzusteigen. [Anm. d. Red.: Florian Steger ist ab Juli 2010 Mitglied des neuen Vorstands der Jungen Akademie.]

Schollwöck: Damals [also bei der Gründung] diskutierten wir heftig, ob sich die Junge Akademie mit ihren Strukturen verstetigen sollte. Bauen wir ein Erfolgsmodell auf, um uns langfristig in Deutschland zu etablieren, oder gilt es, die Dynamik aufrechtzuerhalten, indem Strukturen immer wieder zerschlagen und neu erfunden werden?

Engelen: Letztlich kamen wir zu dem Ergebnis, dass wir die Strukturentwicklung den nachfolgenden Mitgliedern überlassen sollten.

Hofstetter: Auch wir diskutieren darüber in regelmäßigen Abständen. Gerade in der Ideenwerkstatt [Anm. d. Red.: früher „Brainstorming“] wird überlegt, welche anderen Formate möglich wären. Bisher sind wir immer wieder auf die Anfangsstrukturen zurückgekommen, wenn auch dank der Reflexion mit neuer Überzeugung. Aus meiner Sicht ist es sinnvoll, das eigene Potenzial an Kreativität und Zeit eher in die interdisziplinäre Zusammenarbeit zu stecken und nicht in immer neue und langatmige Diskussionen über eine Organisationsform, die letztlich gut funktioniert.

Steger: Entscheidend ist doch nicht die Einrichtung oder Abänderung von Strukturen, sondern die Auswahl der Menschen, die diese Strukturen leben und ausfüllen.

Wie sieht heute die interdisziplinäre Zusammenarbeit aus?

Steger: In der AG Lehre beispielsweise arbeiten wir klar über die Fächergrenzen hinweg. Bei diesem Thema spielt die disziplinäre Zugehörigkeit eine untergeordnete Rolle, und damit wird auch die Suche nach einer gemeinsamen Sprache einfacher. In einer anderen AG wollen wir Wissenschaft und Politik zusammenbringen. In beiden Fällen geht es um übergreifende Themen, an denen verschiedene Disziplinen gemeinsam arbeiten können. Dass dies möglich ist, stärkt auch die Identifikation der Mitglieder mit der Jungen Akademie.

Politikberatung? Das wurde von den Gründungsmitgliedern abgelehnt.

Engelen: Wir wollten uns nicht von Themen abhängig machen, die von der Politik an uns herangetragen werden. Politikberatung ist Dienstleistung, und diese wollten wir nicht liefern.

Steger: Es geht weder um Auftragsforschung noch um Auftragsberatung. Wir versuchen, junge Politiker und Politikerinnen mit Mitgliedern der Jungen Akademie an einen Tisch zu bringen, um Sensibilität füreinander zu entwickeln. In erster Linie geht es um ein Kennenlernen der jeweils anderen Kultur. Daraus könnten aber auch

Gesprächskreise hervorgehen oder Anfragen an uns als Expertinnen und Experten. Und damit sind wir bei der Gründungsidee, dass nicht erst die über 60-Jährigen eine Expertise zu bieten haben. Es gibt eine kritische Masse an aktiven Mitgliedern, die diese Form der Begegnung probieren will – das sollte uns gestattet sein.

In welcher Form will die Junge Akademie zukünftig den Dialog mit der Öffentlichkeit gestalten?

Hofstetter: Wie in vielen Bereichen, haben die Mitglieder auch hier zum Teil kontroverse Ansichten. Wie soll die Interaktion mit der Öffentlichkeit aussehen, wer ist unsere Zielgruppe: die interessierte akademische Öffentlichkeit oder auch wissenschaftsferne Kreise? Wir organisieren etwa seit einiger Zeit die Salongespräche im Rahmen der AG Kunst und Forschung, in denen die transdisziplinäre Öffnung im Vordergrund steht. Für den Herbst 2010 planen wir ein erstes Symposium mit Schülerinnen und Schülern, denen wir zeigen wollen, dass es ganz normale Menschen sind, die sich für ein Leben mit und in der Wissenschaft entscheiden. Die einzig sichere Prognose ist, dass wir immer wieder Neues ausprobieren werden.

Braucht die Junge Akademie Marketing?

Hofstetter: Nein, das braucht sie sicher nicht. Es gibt aber Bestrebungen, die Wahrnehmung der Jungen Akademie in der breiteren Öffentlichkeit zu stärken. Dazu denken wir über Formate und die Art der Internetpräsenz nach.

Schollwöck: Im Vergleich zu anderen Organisationen in Deutschland wird die Junge Akademie doch sehr deutlich wahrgenommen. Das ist natürlich verbesserungsfähig, aber wenn man zum Beispiel an die Wahrnehmung der alten Akademien in der Öffentlichkeit denkt, die gegen null tendiert – dagegen steht die Junge Akademie glänzend da.

Engelen: Die Gefahr beim Marketing ist doch, dass es bei der Entstehung der Produkte schon mitgedacht wird. Die Reaktion wird antizipiert und dadurch werden die Inhalte beeinflusst, davor würde ich vehement warnen. Man legt sich Fesseln an, die einem überall begegnen, aber es ist gerade der Charme der Jungen Akademie, dass sie keine Fesseln hat.

Eva-Maria Engelen ist Professorin für Philosophie an der Universität Konstanz. Sie ist Gründungsmitglied der Jungen Akademie (2000-2005).



Karin Hofstetter ist Bauingenieurin und leitet seit 2007 die Arbeitsgruppe „Holzmechanik“ am Institut für Mechanik der Werkstoffe und Strukturen der Technischen Universität Wien. Sie ist seit 2008 Mitglied der Jungen Akademie.

Ulrich Schollwöck lehrt und forscht als Professor für Theoretische Physik an der Universität München. Er gehört zu den Gründungsmitgliedern der Jungen Akademie (2000-2005).



Hofstetter: Wir wollen nicht ins Programm der AGs den Gesichtspunkt „Wie vermarkte ich mich?“ aufnehmen. Aber wir könnten beispielsweise unsere Bücher durch Pressemitteilungen bekannter machen, für Veranstaltungen breiter werben. Das passiert zwar schon, ist aber ausbaufähig.

Inwiefern reichen Projekte über die Zeit der Mitgliedschaft hinaus?

Engelen: In der AG Manieren! wirkten Mitglieder verschiedener Jahrgänge mit, Ehemalige und Aktive. Ebenso bei der AG Heureka, deren Publikation jetzt abgeschlossen ist. Wie nachhaltig diese Kooperation sein wird, wird sich in den kommenden Jahren zeigen.

Hofstetter: Sollte Nachhaltigkeit überhaupt ein wichtiges Ziel von Arbeitsgruppen der Jungen Akademie sein? Ich finde es gar nicht so schlecht, dass Arbeitsgruppen abgeschlossen werden und etwas Neues entsteht. Ein gewisses Weiterlaufen unter Einbindung von jungen Mitgliedern ist in Ordnung, aber es sollte Grenzen geben. Etwas anderes wäre ein Alumni-Netzwerk.

Steger: Aber wenn es eine Nachhaltigkeit der Zusammenarbeit jenseits von Arbeitsgruppen gäbe, wäre diese tatsächlich grenzüberschreitend. Es wäre das Sprungbrett dafür, quer zu Disziplinen und Institutionen weiterzudenken und weiterzuarbeiten. Das zu begünstigen, könnte ich mir durchaus als Ziel der Jungen Akademie vorstellen.

Schollwöck: Es gibt ja Bindungen durch die Junge Akademie auch über die Mitgliedschaft hinaus. Ich erhalte viele Anrufe, die ausschließlich darauf zurückzuführen sind, dass ich ein ehemaliges Mitglied der Jungen Akademie bin. Insofern existiert ein Netzwerk. Die Frage ist aber, inwieweit es sich über die fünf Jahrgänge, die sich untereinander kennen, hinaus entwickelt. Es werden wohl keine Verbindungen über Jahrzehnte hinweg wachsen.

In einem Gespräch über den Beginn der Jungen Akademie sagte Herr Schollwöck: „Wir sind das Original, und es gibt viele, die sich an uns orientieren“ [Anm. d. Red.: siehe unter B wie Beginn]. Wie wichtig ist den jetzigen Mitgliedern die Zusammenarbeit mit Akademien in anderen Ländern?

Hofstetter: Internationale Symposien zum wissenschaftlichen Austausch mit Mitgliedern anderer Nachwuchsakademien halte ich für sehr

bereichernd. Ein solches Symposium ist etwa für den Juni geplant, direkt vor unserer Festveranstaltung. Darüber hinaus sehe ich persönlich das internationale Engagement der Jungen Akademie durchaus als zwiespältig an. Im Februar wurde eine „Global Young Academy“ gegründet; und derzeit steht die Gründung einer gesamt-europäischen Jungen Akademie zur Diskussion. Unsere Präsenz und unser Rat sind in beiden Fällen sehr gefragt, zudem bei der Gründung nationaler Nachwuchsakademien in anderen Ländern. Ich habe etwas Sorge, dass wir uns verzetteln; schließlich ist das Zeitbudget der Mitglieder nicht unbegrenzt. Ich selbst möchte mich lieber stärker auf die Zusammenarbeit innerhalb der Jungen Akademie konzentrieren.

Was macht die Junge Akademie unverwechselbar?

Hofstetter: Es handelt sich um außergewöhnliche junge Wissenschaftlerinnen und Wissenschaftler, denen die Möglichkeit geboten wird, sich mit Personen in einer ähnlichen Karrieresituation auszutauschen, die sie sonst nie getroffen hätten. Dieses Zusammenkommen von jungen Menschen aus unterschiedlichen Bereichen finde ich am wichtigsten – und das in einer wenig reglementierten Atmosphäre ohne den Druck, am Ende ein repräsentatives Ergebnis vorweisen zu müssen.

Wie sollte die Junge Akademie in zehn Jahren aussehen?

Steger: Den bestehenden Freiraum zu stabilisieren – das ist ganz zentral. Denn er könnte in Gefahr sein. Bislang ist er ein großes Geschenk. Wir sind als Gruppe verantwortlich für die Unterstützung, die wir bekommen, und müssen unser Handeln nur innerhalb der Gruppe immer wieder rechtfertigen. Das macht uns aus. Wir müssen keinen Bericht schreiben, wir können etwas wagen; wir brauchen keine Scheinfragen, deren Antwort wir schon vorher wissen. Wenn die Junge Akademie es schafft, bis ins Jahr 2020 dieses Gut zu sichern und über ein stabiles Budget zu verfügen, dann ist das für mich das Größte, was wir erreichen können.

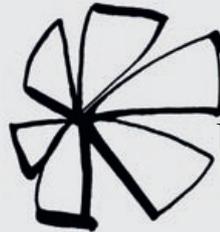
Hofstetter: Freiraum heißt auch, dass wir es uns leisten können, uns aus Themen herauszuhalten, zu denen wir nichts beitragen können oder wollen. Dass wir uns diese Freiheit der Entscheidung bewahren können: Das ist existenziell.

» Das Gespräch moderierten:
Uschi Heidel und Isabell Lisberg-Haag



Florian Steger ist Humanmediziner und Historiker. Seit Wintersemester 2008/09 ist der Privatdozent für das Fachgebiet Geschichte und Ethik der Medizin von der Universität Erlangen-Nürnberg vertretungsweise am Institut für Geschichte der Medizin der LMU München tätig. 2009 wurde er in die Junge Akademie gewählt.





Die Junge Akademie

an der Berlin-Brandenburgischen
Akademie der Wissenschaften
und der Deutschen Akademie
der Naturforscher Leopoldina

Jägerstraße 22/23 · 10117 Berlin
Telefon +49 30 20 37 06 50
Telefax +49 30 20 37 06 80
office@diejungeakademie.de
www.diejungeakademie.de